

HEFT 16 / BERLIN, 19. SEPTEMBER 1939

Der Adler



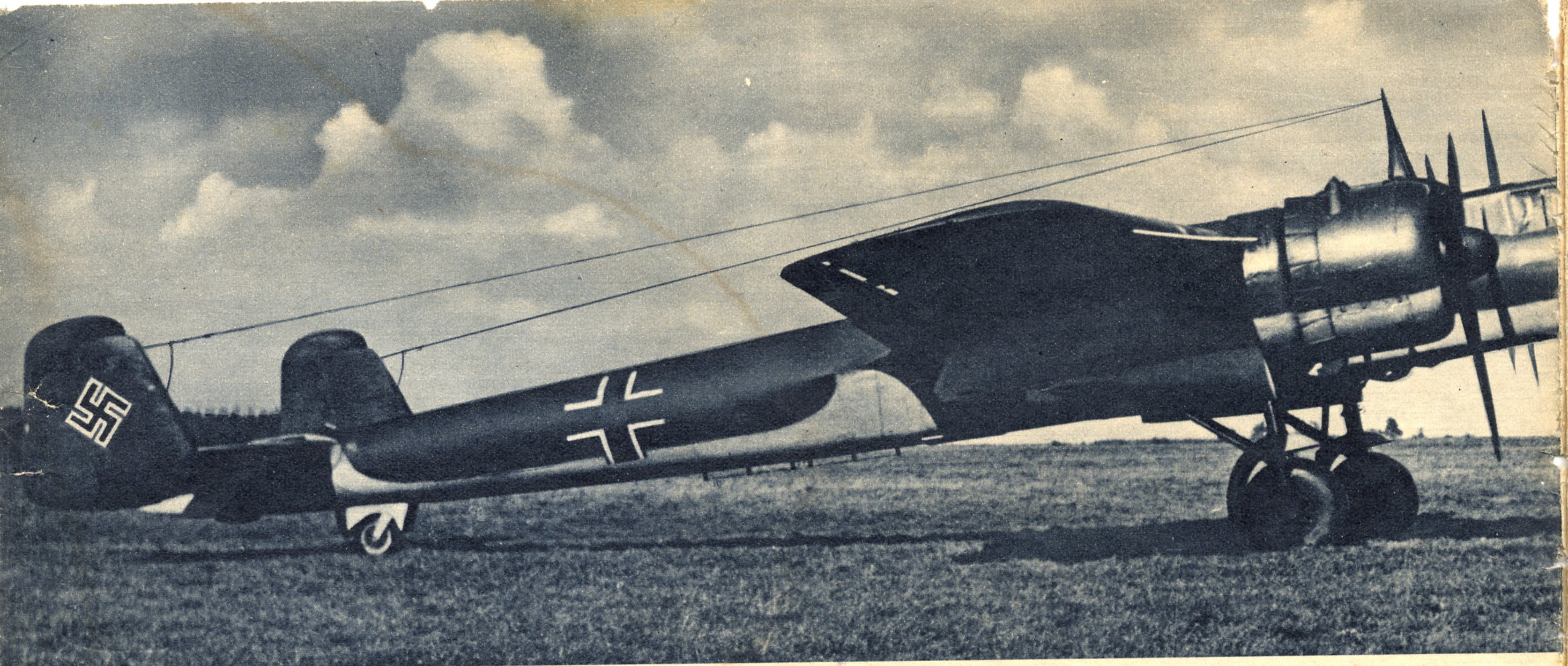
PREIS **20 Pf.**
frei Haus 22 Pfennig

RAUSGEGEBEN UNTER
VERMITTLUNG DES REICHS-
LEHRAMTMINISTERIUMS



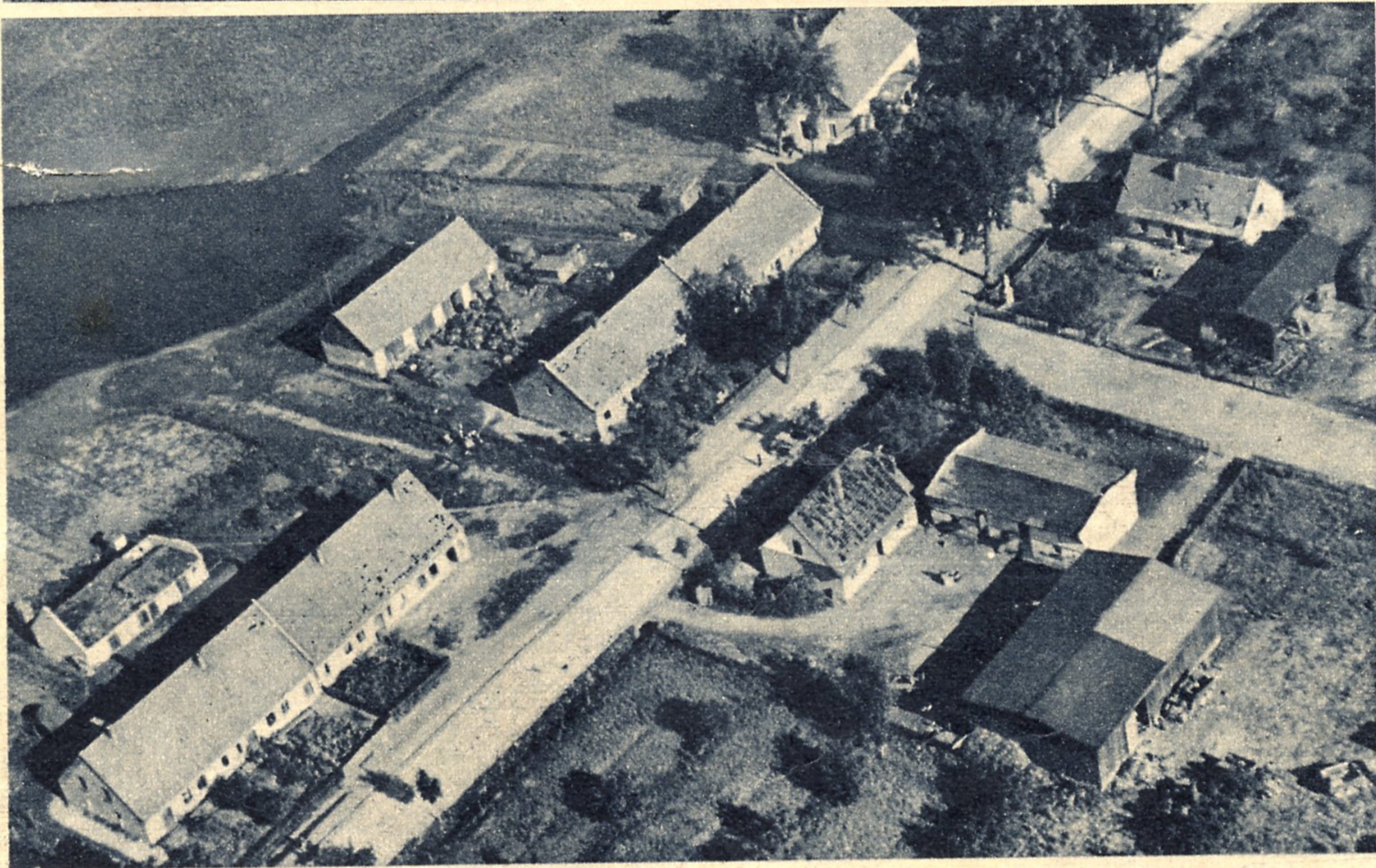
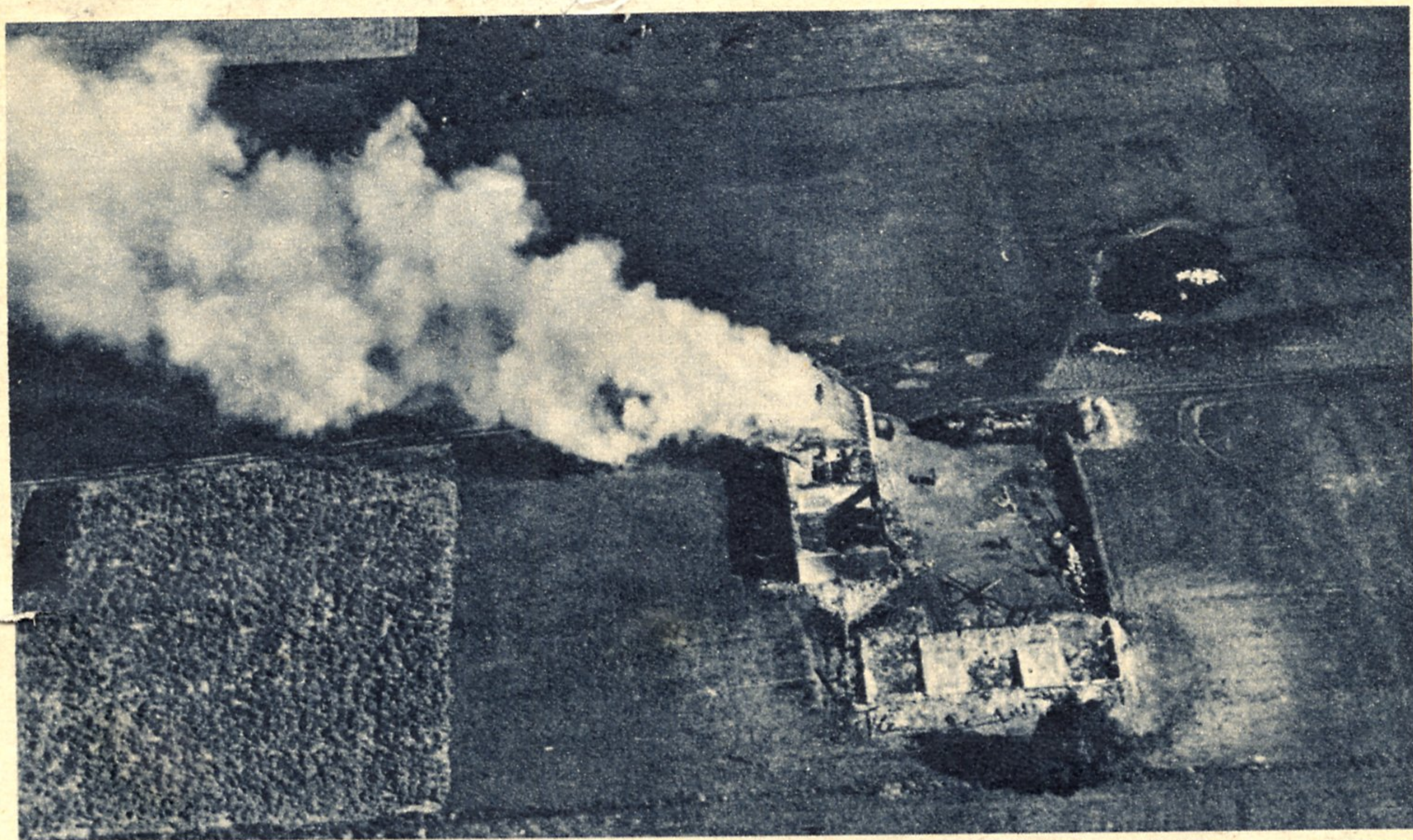
DEUTSCHE STUKA
haben durch ihre mit unerhörtem
Schneid ausgeführten Angriffe
auf militärisch wichtige Ziele
an den Kämpfen in Polen einen
hervorragenden Anteil

Reichs-Verlag



Ein Fernaufklärer, bemerkenswert durch seine aerodynamisch verfeinerte, an einen Bleistift gemahnende Form, startet zum Feindflug

Unten: Dieses Bild ist ein unanfechtbares Dokument: das deutsche Gehöft ist von polnischen Banden in Brand gesteckt worden, denn kein einziger Granateinschlag ist ringsum zu sehen

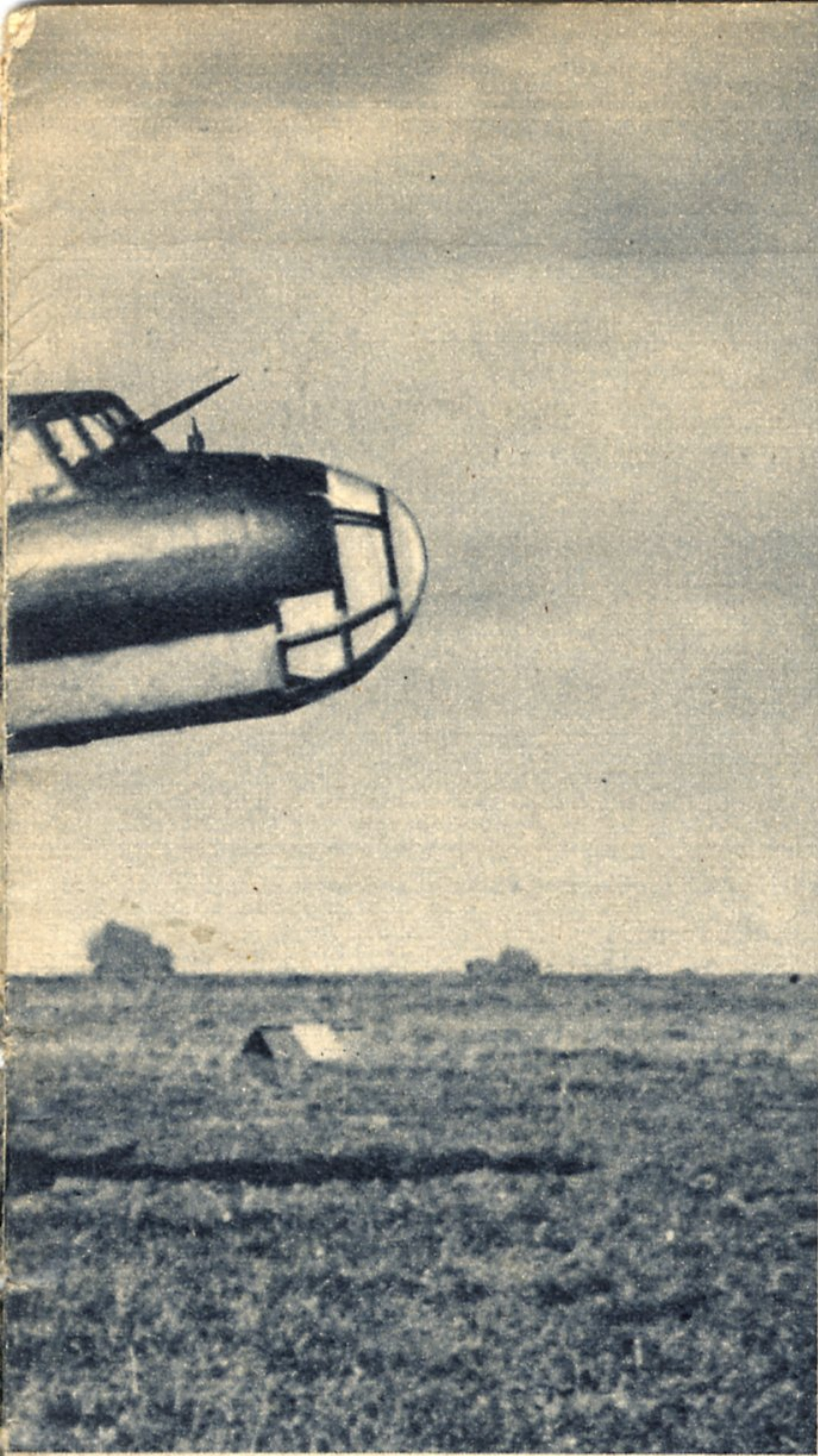


So sieht ein von der deutschen Infanterie gestürmtes Dorf aus. Außer den Geschoßeinschlägen in den Dächern ist keine Spur von Zerstörung zu erkennen

Rechts: Auch an dieses Dorf ist von den fliehenden polnischen Mordbrennern Feuer gelegt worden, denn nirgends ist auch nur die geringste Spur eines Kampfes zu entdecken

Meldereit

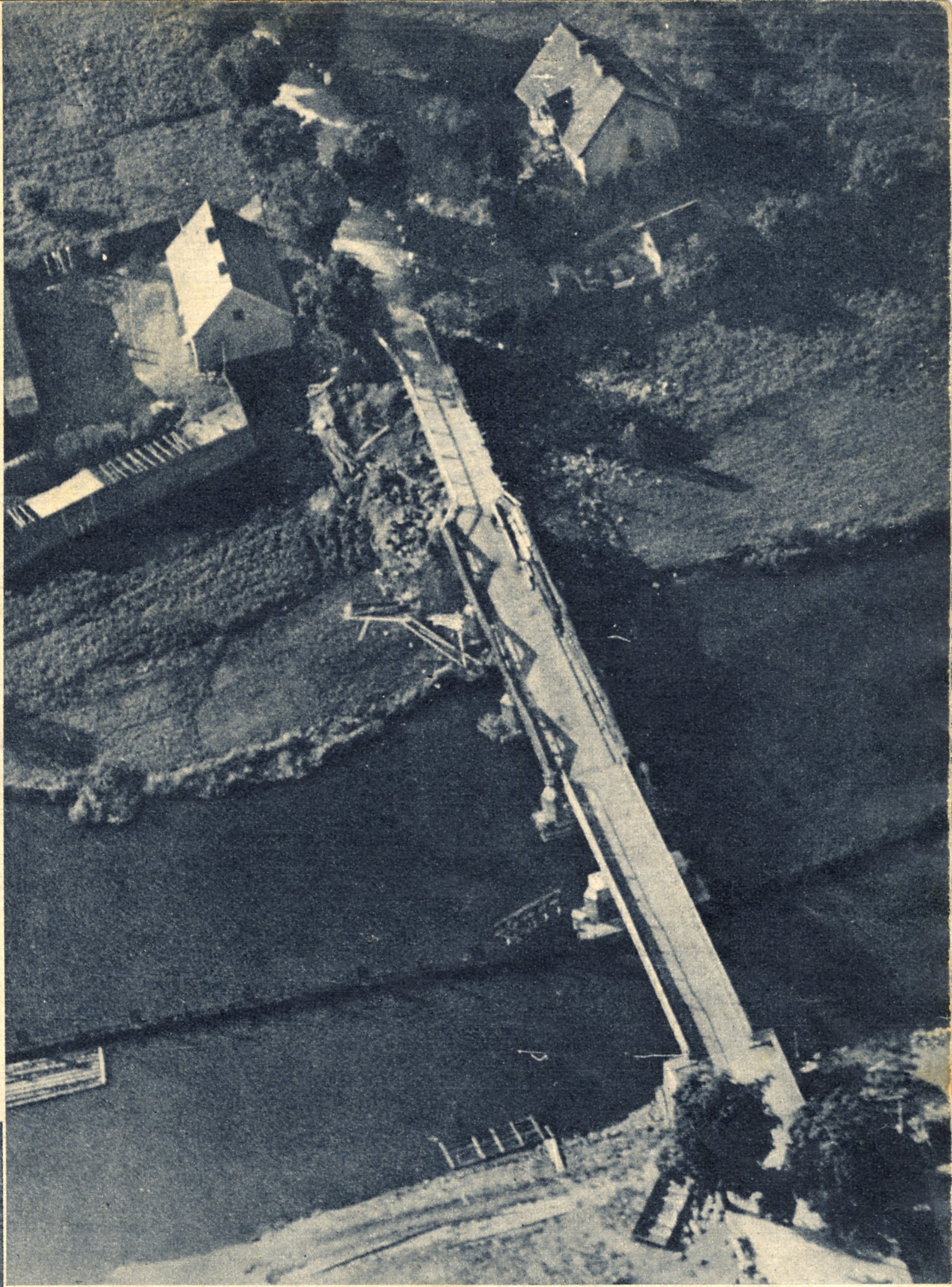




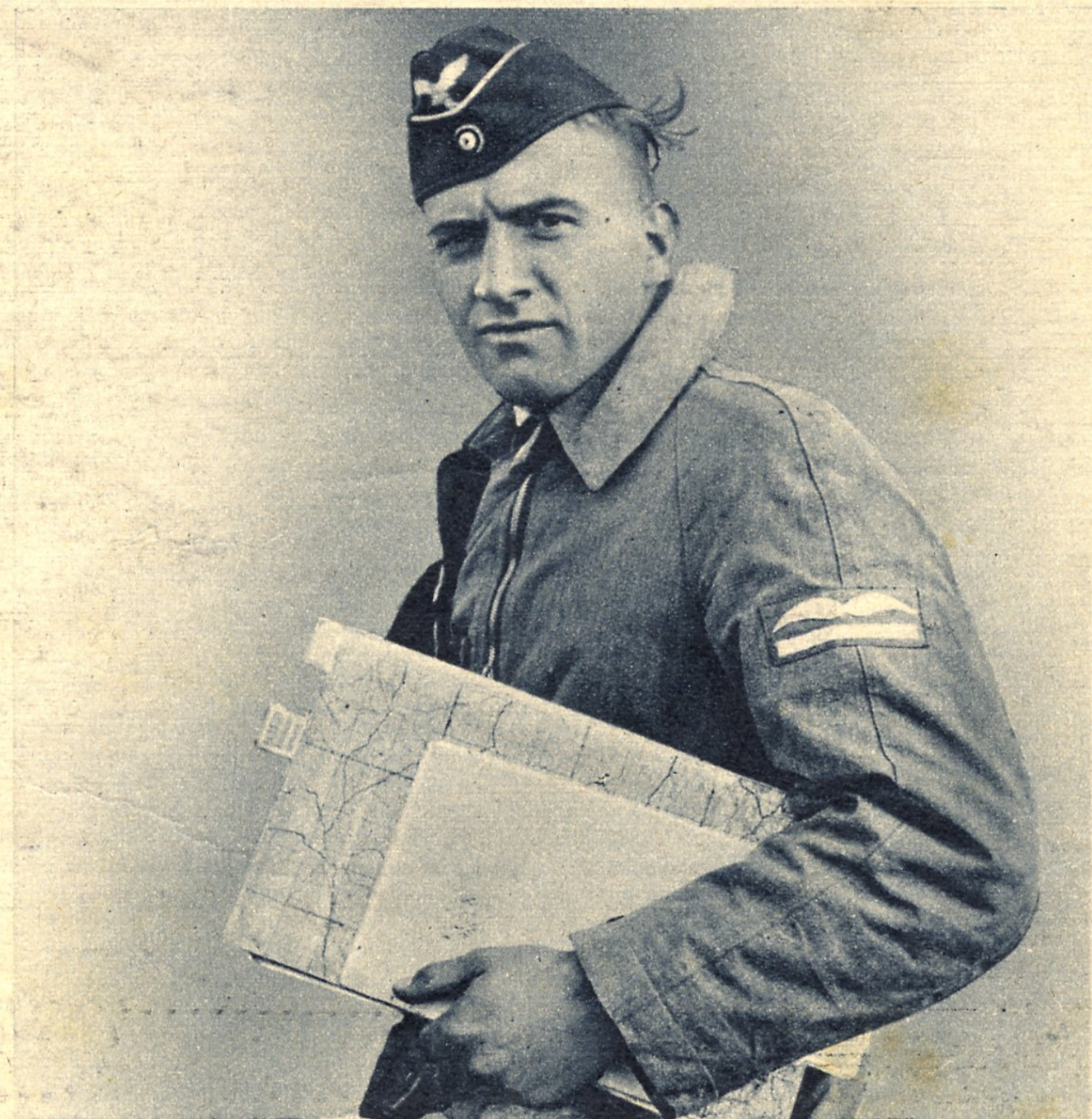
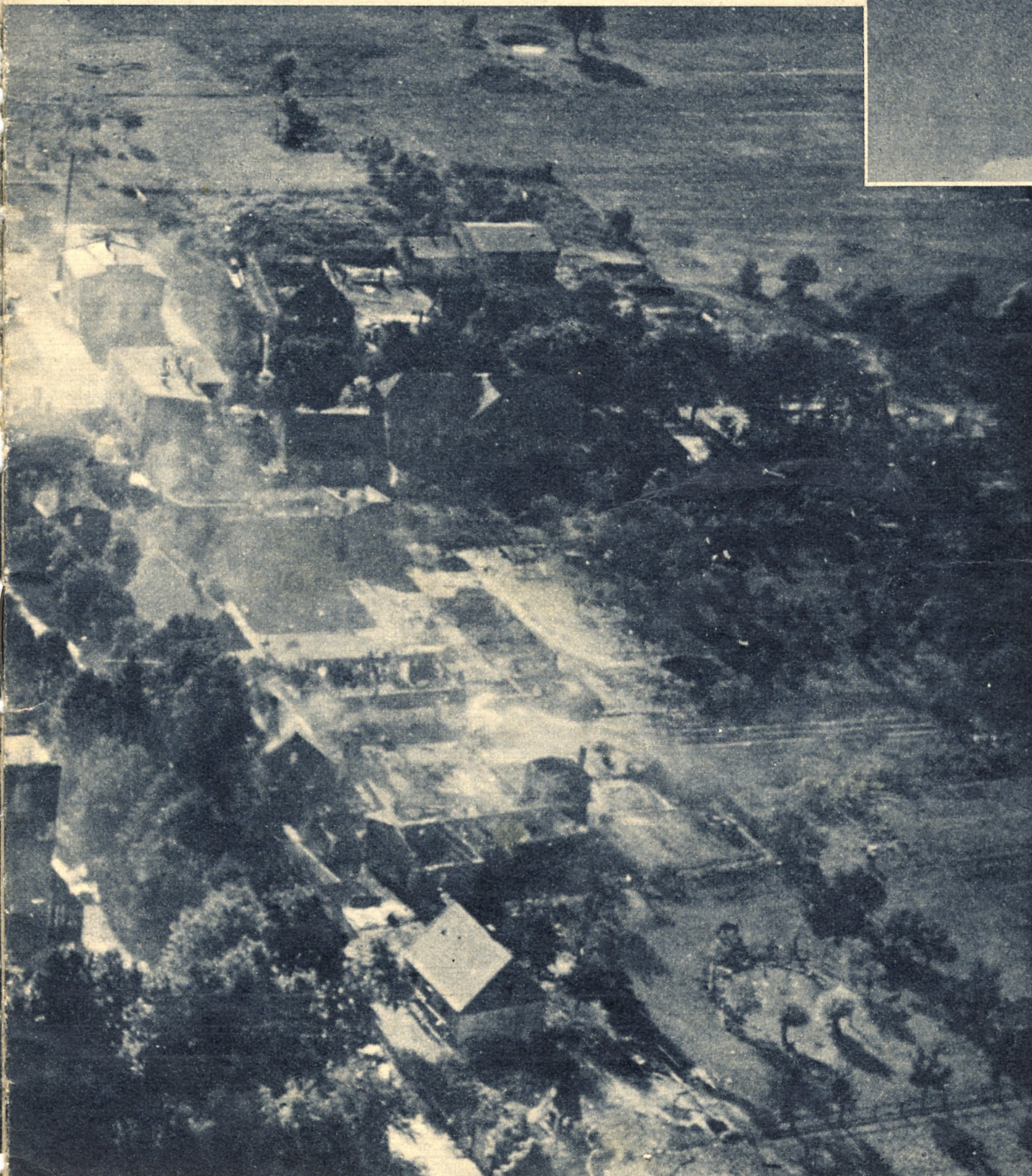
Die Keimzelle der militärischen Luftfahrt ist die Aufklärungsfliegerei, die schon 1914 mit der ausschließlichen Aufgabe ins Feld zog, „Auge der Führung“ zu sein: mit Meldeblock und Lichtbildkammern ausgerüstet, leistete sie an allen Fronten wertvolle Erkundungsarbeit. Auch für die neuzeitliche Führung ist die Aufklärungsfliegerei von größter Bedeutung. Sie liefert der Führung rechtzeitig und möglichst lückenlos Unterlagen über die Absichten des Gegners sowie über den Zustand des feindlichen Landes und ist so ein unentbehrlicher Helfer für die obersten Kommandostellen

Aufnahmen: Scherl, Ruge (7), Skalski (2), Wundhammer (1), Borchmann (1)

er der Luft



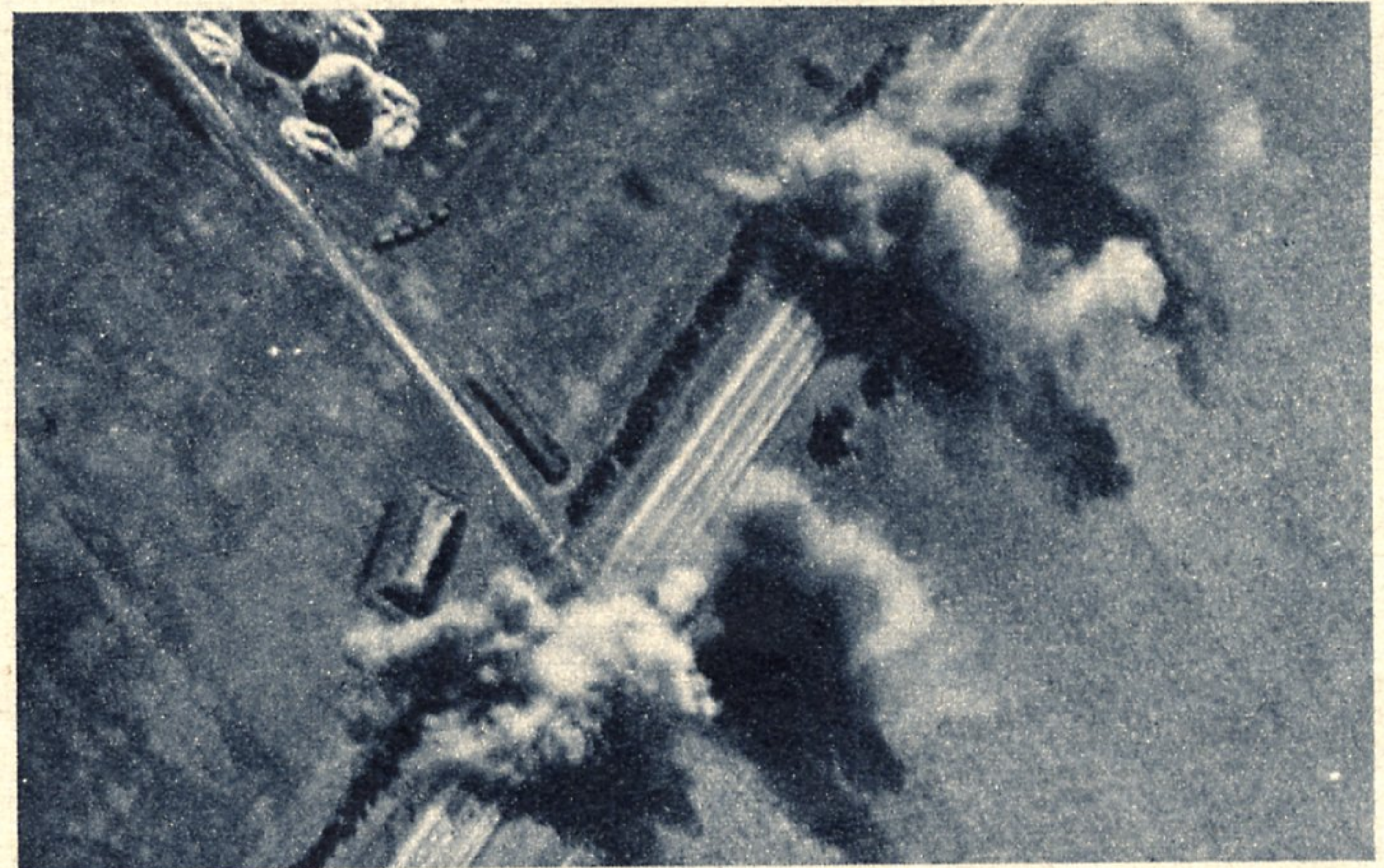
Eine von den Polen in ihrem oberen Teil zerstörte Brücke, die aber von den deutschen Pionieren schnell wieder befahrbar gemacht werden konnte



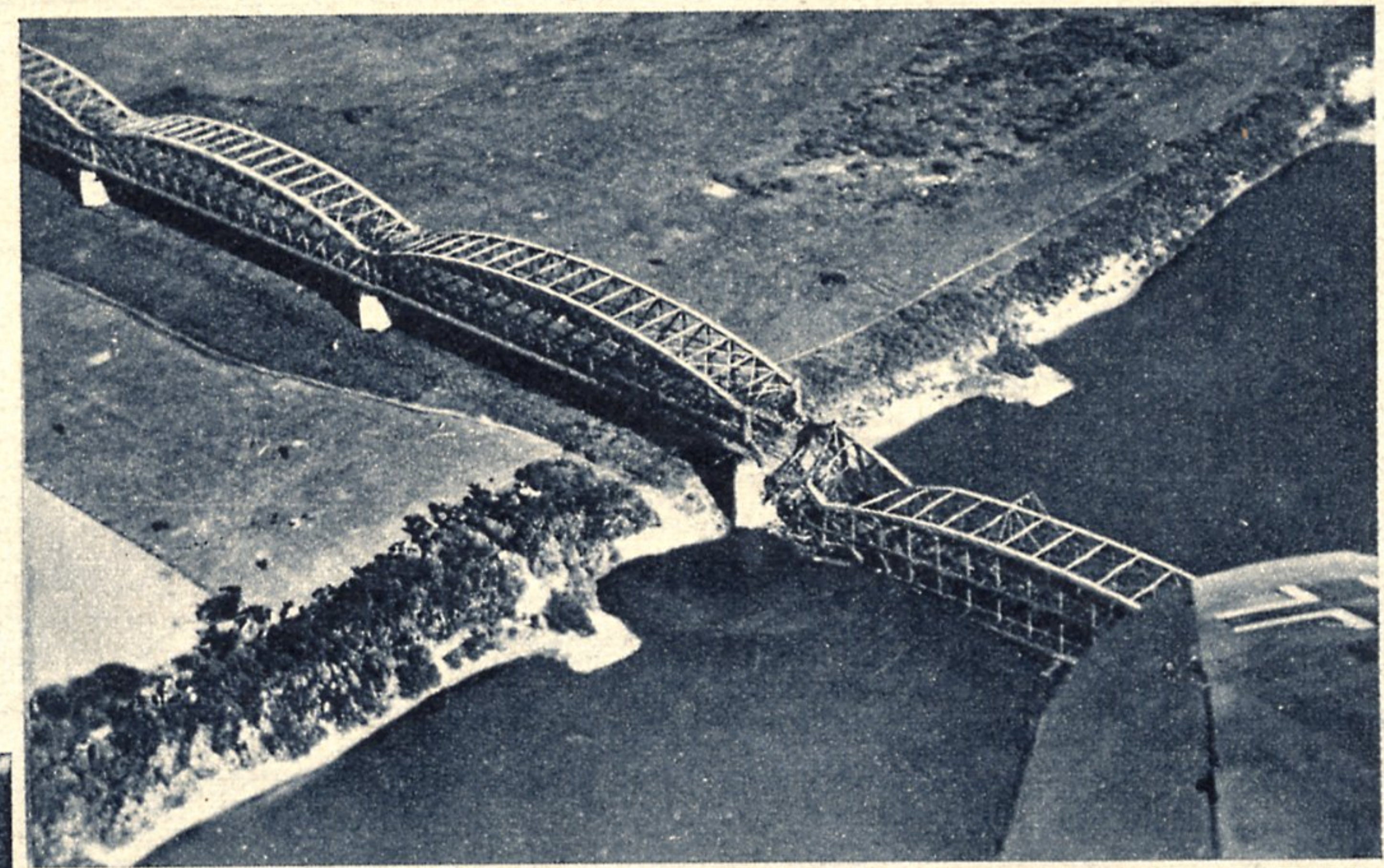
Mit Karte und Notizblock bewaffnet, fährt der Beobachter zum Gefechtsstand der Staffel



Eine polnische Feldstellung läßt deutlich die vom Hauptgraben abzweigenden Schützenlöcher und MG-Stände erkennen, mit denen die Polen den deutschen Vormarsch aufhalten wollten



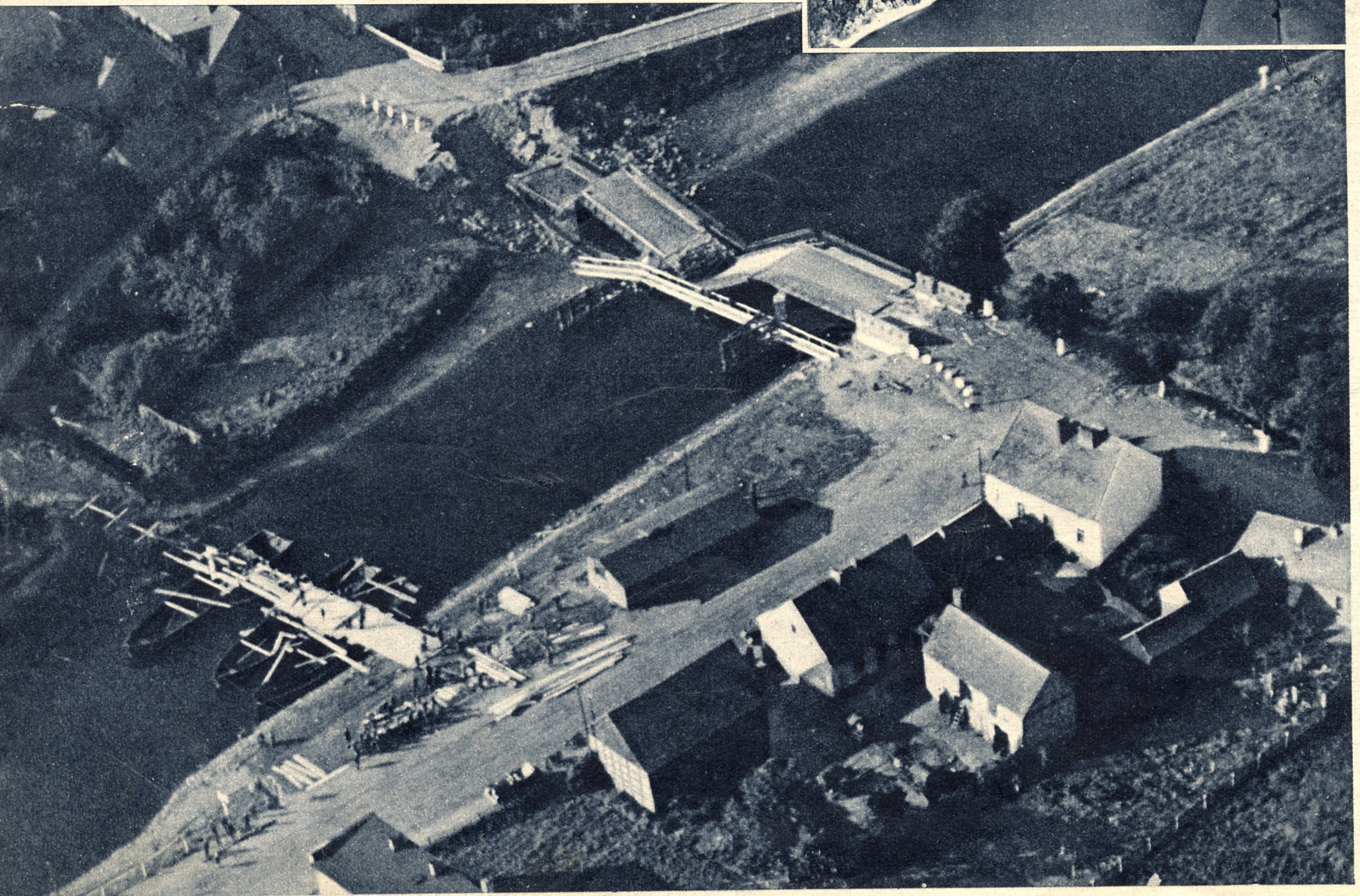
Die Salve liegt gut im Ziel. Die Geleise der Eisenbahn sind zerrissen und der ganze Unterbau gesprengt



Die von den Polen gesprengte Eisenbahnbrücke über die Weichsel bei Graudenz

Vom Feindflug zurückgekehrt, meldet der Beobachter dem Staffelkapitän die Ergebnisse des Flugs, damit sie fernmündlich der Fliegerdivision zur weiteren Veranlassung bekanntgegeben werden

Unten: Neben der von den Polen gesprengten Betonbrücke über die Netze haben unsere Pioniere einen Notsteg für die Infanterie gebaut, während stromab eine Pontonbrücke für Fahrzeuge errichtet wird



Deutsche Bomber vernichten den Flughafen in Thorn

Erlebnisbericht von PETER SUPF

Thorn, Sonntag, 10. September

Die Ziele der Luftwaffe liegen fern von den Startplätzen, meist tief im Feindesland. Selbst bei schnellem siegreichen Vordringen dauert es Tage, bis die kämpfende Truppe diese Zielpunkte erreicht. Doch sie hat anderes, wichtigeres zu tun, als sich um die Wirkungen der vorausgegangenen Luftangriffe im einzelnen zu kümmern. Die auf der Erde kämpfende Truppe weiß, daß sie es der Kühnheit der Flieger und der Präzision und Vernichtungskraft ihrer Angriffe sehr wesentlich zu verdanken hat, wenn sie so schnell vordringen konnte. Nun aber eilt sie, dem Feinde nachstoßend, an den Kampfspuren der Luftwaffe vorbei. Dicht aufgeschlossen rücken die Kolonnen nach.

Wir aber wollen zum Ruhme der Luftwaffe ihren Kampfspuren folgen. Mit unserem BMW überholen wir Teile der Kolonnen auf der Straße nach Kulm, die wir, erschütternder Erlebnisse voll, von Bromberg kommend, der von den Polen gesprengten Weichselbrücken wegen einschlagen mußten, um nach Thorn zu gelangen. Am grauüberstaubten Wegrand liegen merkwürdig spielerisch und unsolide anzusehende zererschossene polnische Tanks, umgestürzte Munitionswagen, Feldküchen und lächerlich kleine Leiterwagen. An diesen Hindernissen vorbei bewegt sich fast ununterbrochen der Elendszug der in die Wälder geflüchteten und nun in ihre Wohnungen in Stadt und Dorf zurückkehrenden polnischen Bevölkerung. Ackerwagen und altmodische Kutschen sind mit Hausgerät und schmutzigem Bettzeug vollgestopft, auf dem zerlumpte

Frauen und schmutzstarrende Kinder hocken, während nicht weniger verkommene und verwahrloste Männer, Burschen und Mädchen nebenhergehen. Alte Weiber humpeln mit dreckigen Bündeln hinterdrein. Nicht zu vergleichen mit dem Zug der deutschen Flüchtlinge, die wir auf der Straße nach Ratel und Bromberg trafen! Gerade im Elend zeigt sich die angeborene Haltung. Auf einem Acker die grobgezimmerten Holzkreuze polnischer Soldaten-

gräber. Selten nur ein ausgebranntes Gehöft. Die Kolonnen stauen sich, je näher wir der von unseren Pionieren gebauten Pontonbrücke kommen, die über die breite Weichsel nach Kulm führt. Nicht schnell genug konnten die Polen hier die von ihnen zur Sprengung bestimmte Brücke überschreiten. Sie gerieten in das Feuer verfolgender Tanks. Raum erst sind die Toten begraben. Zu Haufen geschichtet, türmen sich Tornister und Feldflaschen. Papier,



Vor jedem Start zum Feindflug werden die Bomben an Bord der Sturzkampfflugzeuge gebracht. Bombe auf Bombe verschwindet in dem Rumpf des Flugzeugs, nachdem sie vorher noch, wie das rechte Bild zeigt, mit humorvollen Ausdrücken „beschriftet“ worden sind

Aufn.: Weltbild: Stempka (3), Wundshammer (2), Borchmann (1), Ruge (1), Schmidt (1), Scherl (1)



Stoffeisen und Blechteile liegen wie bei einem verlassenen Lager umher. Verwesungsgeruch macht sich widerlich bemerkbar. Ein mächtiges, den rasch hereinbrechenden Abend flackernd durchglühendes Feuer lodert am Ufer der Weichsel, in dem der Unrat des Schlachtfeldes verbrannt wird. Von seinem Schein gespenstig überhellt, rollt, dumpf polternd, Wagen auf Wagen der vor der Brücke haltenden Kolonnen über die Holzbohlen der Pontons. Am anderen Ufer steigt die Straße an. Nach kurzer Mahlzeit werfen wir uns müde auf die Matratzen des von der Kommandantur uns zugewiesenen Quartiers. Die ganze

Nacht rollen unter unseren Fenstern vorbei die Kolonnen

Am anderen Morgen setzen wir den Weg nach Thorn fort. Auf einem Stoppfeld steht eine Schar von einem Feindflug zurückgekehrte Fernaufklärer-Staffel. Die Straße ist von Truppen und von Flüchtlingen fast völlig frei. Bald ragen die schwergefugten Backsteintürme der alten deutschen Festungsstadt vor uns auf. Die Bürgersteige sind von sonntäglich gekleideten Menschen belebt. Aber die Doppelposten an den Ecken und die Schnellfeuergeschütze und Maschinengewehre an den Ausgängen und Kreuzungen der Straßen erinnern



Ehe die Besatzungen sich zum Feindflug fertigmachen, versammelt der Staffelkapitän des Sturzkampfverbandes die Mannschaften, um mit ihnen an Hand von Karten, Zeichnungen und Befehlen Flugweg und Ziel eingehend zu besprechen



deutlich genug an den Krieg. Auf der Kommandantur wird uns ein Hotel als Quartier genannt. Unserer mangelhaften Bewaffnung helfen wir, durch die Erfahrungen der letzten Tage gewarnt, mit zwei polnischen Karabinern aus, die wir jedoch am Nachmittag wieder zurückliefern, da sie sich beim ersten Schießversuch als unbrauchbar erweisen. Dann fahren wir zum Thorner Militärflughafen hinaus, der dem deutschen Heeresbericht zufolge am 1. September mit vernichtender Wirkung von unseren Bombern angegriffen worden war. Wir hatten uns die Aufgabe gestellt, als erste die genaue Wirkung dieses Bombenangriffs festzustellen.

Vor dem geschlossenen Tor steht ein leerer Kraftwagen. Wir öffnen, schieben den Wagen zurück und fahren bis vor eine der weit offenen Hallen. Dort sitzen vor einem aus Brettern roh zusammengebauten Tisch, auf dem ausgebreitet ihre Karten liegen, drei Offiziere, die uns begrüßen und erklären, daß sie gerade zwanzig Minuten vor uns gekommen seien. Sie gehören dem

Links: Die aus zwei Mann bestehende und mit Fallschirmen ausgestattete Besatzung — vorn der Flugzeugführer, dahinter der Bordfunker — geht an Bord. Der Bordfunker bedient gleichzeitig das Maschinengewehr



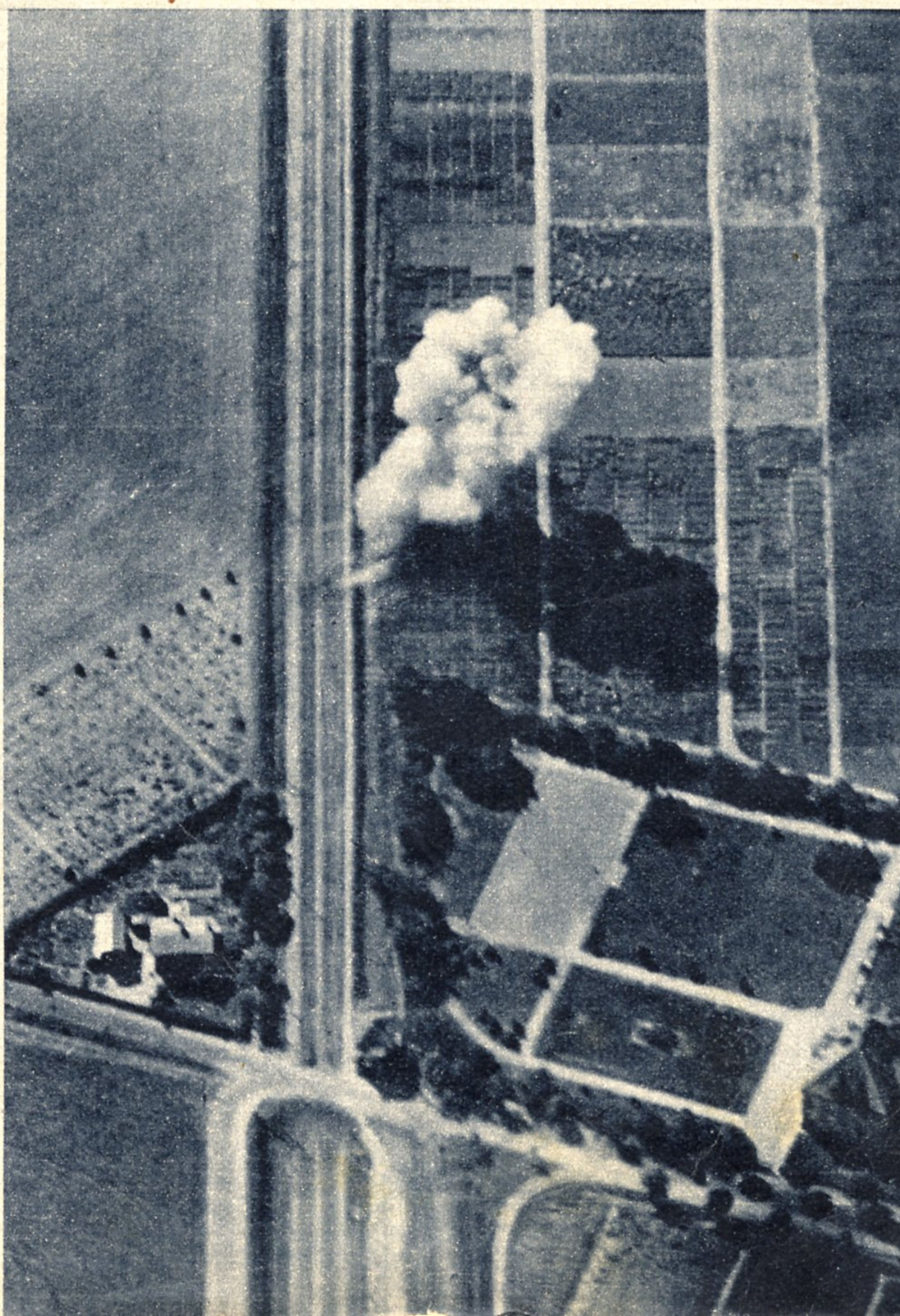
Dicht an das Führerflugzeug aufgeschlossen, „marschieren“ die Kampfflugzeuge in hundertmal geübtem, zur Selbstverständlichkeit gewordenen Verbandsflug ihrem Ziel entgegen

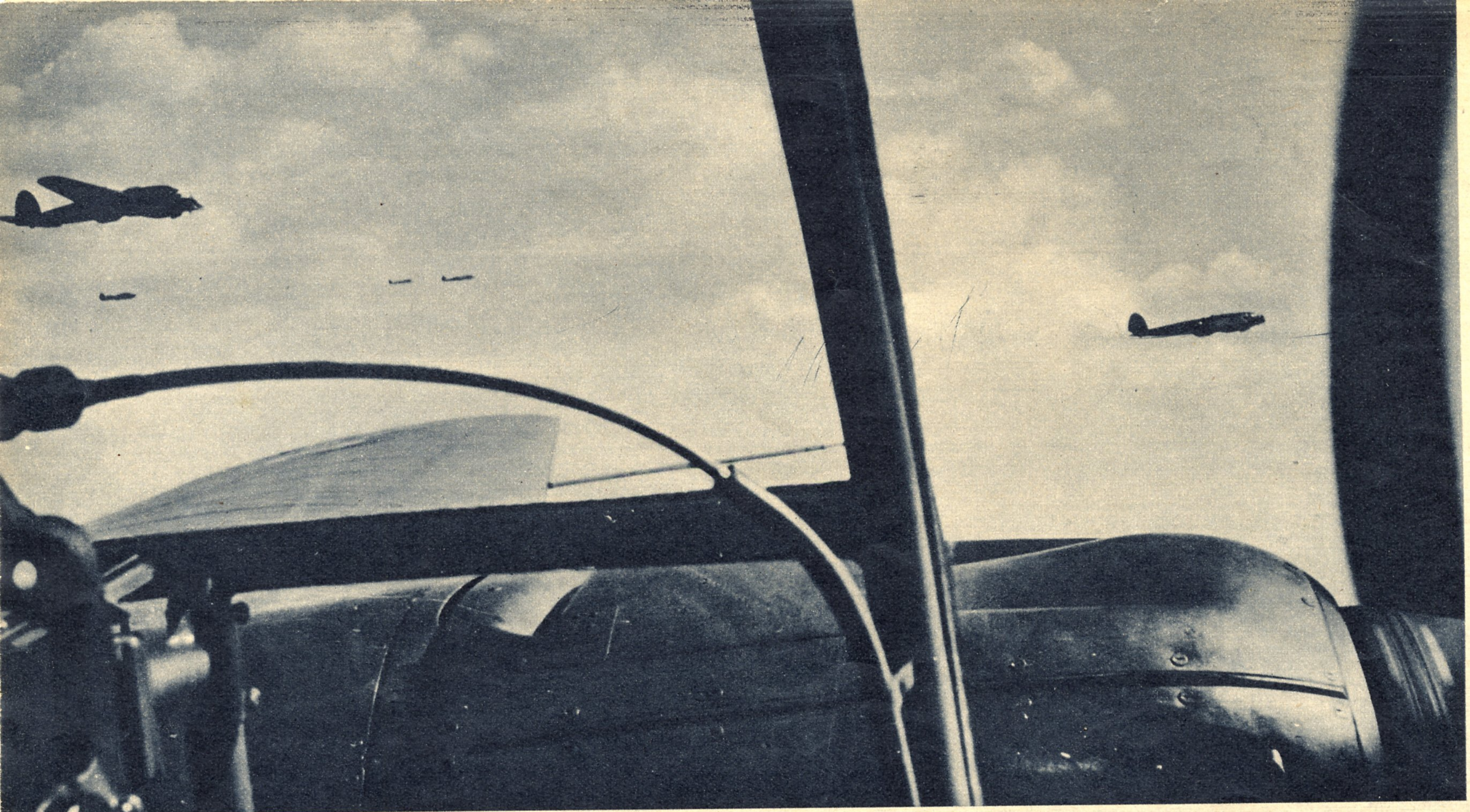
Erkundungs- und Erfassungstrupp des Stabes des Luftgaukommandos an. Zwei Tage vorher hatten wir Gelegenheit, den Kommandeur des Luftgaues auf dem Bromberger Flughafen zu sprechen und zu filmen, als er, kaum daß die Betriebskolonnen da waren, mit einer Ju 52 eintraf, um seine Weisungen zu erteilen. Aus dem ausgezeichneten Kartenmaterial können wir schnell einen Überblick über die weitläufigen Anlagen gewinnen. Der Thorner Flughafen ist einer der größten und modernsten Polens. Er besteht aus acht Flugzeughallen, einer Werft, einem Motorenprüfstand, einer Kraftwagenhalle, drei Güterabfertigungs- und Lagergebäuden, vier Verwaltungsgebäuden, sechs Unterkunftsbarracken, einem Wirtschaftsgebäude und vierzehn Nebengebäuden. Am Platzrand befinden sich zwölf Zapfstellen für Betriebsstoff und drei Munitionsbunker. Außerdem hat noch der Aeroclub auf dem Platz ein Haus und eine eigene Halle. Dann nehmen wir das Gelände und die Gebäude in Augenschein, während die Offiziere des Erfassungstrupps sich daranmachen, das Bestandsverzeichnis aufzunehmen, das schon nach einer flüchtigen Umschau reichlicher aus-

zufallen verspricht, als die Polen beabsichtigt hatten. Denn es ist aus allem sofort zu ersehen, daß die Polen angefangen hatten, den Platz zu räumen, und dabei gestört worden sind. Die Ursache der Störung war, wie wir bald feststellen konnten und durch einen glücklichen Umstand obendrein von einem Augenzeugen bestätigt erhielten, eben jener deutsche Bombenangriff am 1. September.

Der weite von Kiefernwald abgeschlossene Grasplatz des Rollfeldes ist von Einschlägen übersät. Was unseren Blick aber am stärksten anzieht, das sind die verkohlten Gerippe von sechs Flugzeugen, die vor den Hallen rechts von uns stehen. Eines dieser schaurigen Wracks ist sehr viel größer als die anderen. Unmittelbar neben drei von ihnen sind Bomben eingeschlagen. Bei einer vierten Maschine ist der rechte Flügel getroffen worden. Die anderen beiden sind vermutlich durch Sprengstücke in Brand geraten. Nichts von

Rechts: Mitten im Ziel! Die Bombe sitzt genau auf den Schienen des Eisenbahndamms, während der Rauch vom Wind nach der Seite geweht wurde





Auch dieses Bild läßt die Geschlossenheit des Kampfverbandes erkennen, der hoch über den Wolken über das feindliche Land fliegt, um später militärisch wichtige Punkte mit seinen Bomben zu zerschlagen



Am MG in der unter dem Flugzeugrumpf befindlichen „Wanne“. Der Schütze hat die Aufgabe, das fliegende Flugzeug nach unten gegen feindliche Überraschungsangriffe zu sichern

ihnen ist übriggeblieben als etwas Rumpfgestänge, die verschmorten Motoren, verkohlte Holzreste und Aschenstaub. Noch sind die Konturen der auf die Erde hinabgefallenen Flügel scharf sichtbar. Ein stärkerer Wind würde sie verwehen, denn sie bestehen aus nichts als Asche. Es sieht aus, als hätten hier ein paar vorsintflutliche Riesenvögel den Feuertod erlitten. In den Hallen dahinter finden wir, von Bombensplintern nur leicht beschädigt und von M. G.-Schüssen durchlöchert — was auf einen Tiefangriff der deutschen Kampflieger schließen läßt — einen himmelblauen Subschrauber und vier grünbraune Potez-Maschinen. In einer der im übrigen leeren Hallen auf der anderen Seite des Platzes steht ein fast fertig montierter Bomber, ein polnischer „Karrasch“. Nur die Tragflächen liegen noch daneben. Alles Werkzeug liegt da, so wie man es weggeworfen hat, um zu fliehen. Den Rumpf eines zweiten „Karrasch“ entdecken wir auf der Laderampe, er konnte nicht mehr abtransportiert werden. In einer anderen Halle steht ein polnischer PWS, eine Schulmaschine. Ein wertvoller Fund sind drei noch verpackte Flugmotoren englischen Ursprungs, ein Merkur- und ein Reihenmotor. Vor den Toren der Werft stehen abmontierte Maschinen, in den Lagerräumen liegen noch Holzvorräte, Luftschrauben, Motorhauben und Leitwerkteile. Dächer sind von Einschlägen zerrissen, Mauern eingestürzt, Eisentore aufgeprengt. Auch zwischen den Gebäuden klaffen in den Gartenanlagen gewaltige Sprenglöcher. Keine Seite des Flugplatzes ist verschont geblieben. Auch die nahe gelegenen Kasernen haben ihr Teil

abbekommen. Angelockt durch ein kleines, tempelförmiges Gebäude am äußeren Rande des Flugplatzes, das aus grasbewachsener Erde zu bestehen scheint und über seinem schmalen Eingang ein Relief Marschall Piłsudskis trägt — innen ist es gemauert und wohl als Unterstand gedacht —, machen wir eine neue Entdeckung. Im Kieferwald dahinter, durch welke Zweige schlecht getarnt, finden wir einen polnischen Aufklärer vom Typ R XLLL mit der Standortbezeichnung Lublin. Er hat einen bunten Käfer als Staffelwappen. Nur die Rumpfbefpannung ist durch Sprengstücke an einigen Stellen aufgerissen.

Eine noch größere Überraschung erleben wir, als wir mit dem Wagen auf der gegenüberliegenden Seite am Schießstand vorbeifahren und hier zwei völlig unverletzte polnische Jagdmaschinen vom Typ P XI finden. Nicht einmal die Maschinengewehre sind entfernt worden. Beide sind mit einer bunt stilisierten Gans bemalt.

Man gewinnt den Eindruck, daß die durch den Angriff hervorgerufene Panik so gewaltig war, daß die Flüchtenden nicht mehr gewagt haben, zurückzukommen, und seit dieser Stunde kein polnischer Fuß mehr den Flugplatz betreten hat. Dieser Eindruck wird uns auf wunderbare Weise bestätigt.

Als wir zu den Kameraden des Erkundungs- und Erfassungstrupps in die Werfthalle zurückkehren, die inzwischen gleichfalls alles durchstößert und in der Halle des Aeroclubs noch zwei unversehrte Segelflugzeuge gefunden haben, erscheint ein Zivilist,

FORTSETZUNG AUF SEITE 16

Luftangriff Berlin?

Wir warnen!

Sonderbericht über Berlins „Westwall der Luft“

Von Fr. W. Hermann

Es gibt heute in Deutschland niemanden und bestimmt keinen Berliner mehr, der nicht allerhand vom Luftschutz weiß. Aber immer noch findet man Leute, die glauben, daß sich in Schutkräumen, Verdunkelung, Entrümpelung, Sand- und Wassereimern auf den Böden der ganze Luftschutz erschöpft. Wenige nur haben eine Vorstellung von dem wirklichen Umfang der Verteidigungsmaßnahmen, die zum Schutze der Reichshauptstadt und anderer deutscher Städte getroffen sind. Diese Maßnahmen sind so gewaltig, daß man tatsächlich von einem „Westwall der Luft“ sprechen kann, ist doch der Begriff Westwall für uns Deutsche zum Symbol geworden des starken Schutzwalls, der unser Vaterland umgibt. Ein Wall aus Eisen und Beton, aber auch aus Glauben, Treue und im Bewußtsein unserer gerechten Sache opferbereiter Entschlossenheit aller Soldaten des Führers. Wie das Land im Westen des Reiches, so sichert zur Verteidigung in der Luft ein Schutzwall jede größere Stadt. Zwar unsichtbar, doch nicht weniger wirksam! Mancher Berliner aber würde ruhiger schlafen und seine sonst so guten Nerven sich besser erhalten, auch wenn die Sirenen heulen und ihn der Luftschutzkeller nicht gerade gastlich empfängt, wenn er einmal so wie ich in diesen ersten Kriegstagen Gelegenheit gehabt hätte, die zum Schutze Berlins in voller Alarmbereitschaft befindlichen Abwehrkräfte in ihrer ganzen gewaltigen Stärke und Reichweite kennenzulernen.

Man sieht jetzt hier und dort auf den Dächern einen einsamen Soldaten stehen, der, wenn man ihn länger beobachtet, immer wieder ein Fernglas suchend in den Himmel richtet. Hängt es nun etwa von diesen aufmerksamen Männern ab, daß ein feindlicher Luftangriff rechtzeitig entdeckt wird? — Keineswegs. Ein feindliches Flugzeug, das irgendwo die deutsche Grenze überfliegt, wird schon im gleichen Augenblick durch den wunderbar ausgebauten Flugmeldedienst allen militärischen und zivilen Luftschutzstellen gemeldet. Und der Mann da oben ist auch gar nicht so einsam, wie es scheint. Steigt man auf das Dach hinauf, so wie ich es bei einem der höchsten Gebäude Berlins getan habe, so zeigt sich, daß da oben nicht nur der eine Mann steht, den man von der Straße aus sieht, sondern ein ganzes Kommando liegt, das sich in den Dachräumen häuslich niedergelassen und tadellos eingerichtet hat, mit Schreibstube, Schlafräumen und lustiger Kantine. Das wichtigste aber von allem ist das Abwehrgeschütz, das schußbereit in der Mitte auf dem flachen Dach steht. In einiger Entfernung davon ragt mit seinen Gußkästen auf dem schmalen Rohr der ebenso wie das Geschütz nach allen Seiten drehbare Entfernungsmesser auf, der, richtig auf das Ziel eingestellt, automatisch Höhe und Entfernung liefert. Ein technisches Wunderwerk! Auf dem Fußboden und an der Dachmauer rings um das Geschütz herum sind mit Farbe vorförmlich Richtzahlen für alle irgendwie markanten Punkte, Hochhäuser, Kirchturmspitzen, Schornsteine aufgemalt. Ein paar MG's ergänzen die Bewaffnung. Und wie auf diesem Dach liegen größere und kleinere Kommandos auf den Dächern von Hunderten von anderen Gebäuden. Räte nun, nachts von weitem durch Hörgeräte festgestellt, der Feind irgendwo über die Grenze geflogen, so würden durch den Flugmeldedienst alle Kommandos sofort davon in Kenntnis gesetzt und alle Rohre der Geschütze und MG's, alle Entfernungsmesser und Ferngläser würden schlagartig in die gemeldete Richtung gelenkt werden. Alle diese vom ersten Morgendämmern bis zum Einbruch der Dunkelheit wachen den und selbstverständlich auch des Nachts alarmbereiten Männer auf den Dächern von Berlin stünden bereit, den Feind mit ihrem Feuer zu empfangen, wenn er käme . . . ja, wenn er käme . . . Die Abwehrgeschütze und Maschinengewehre auf den Dächern, sie sind es nicht allein, die dazu bestimmt sind, dem Schutze Berlins zu dienen. Sie bilden nur den innersten Ring des großen Verteidigungsnetzes, das Berlin umspinnt. Sie sind nur gleichsam der Selbstschutz der Stadt.

Die Bewohner der Häuser haben längst gute Freundschaft geschlossen mit „ihren“ Dachschützen. „Meine Leute werden reichlich verwöhnt“ erzählt



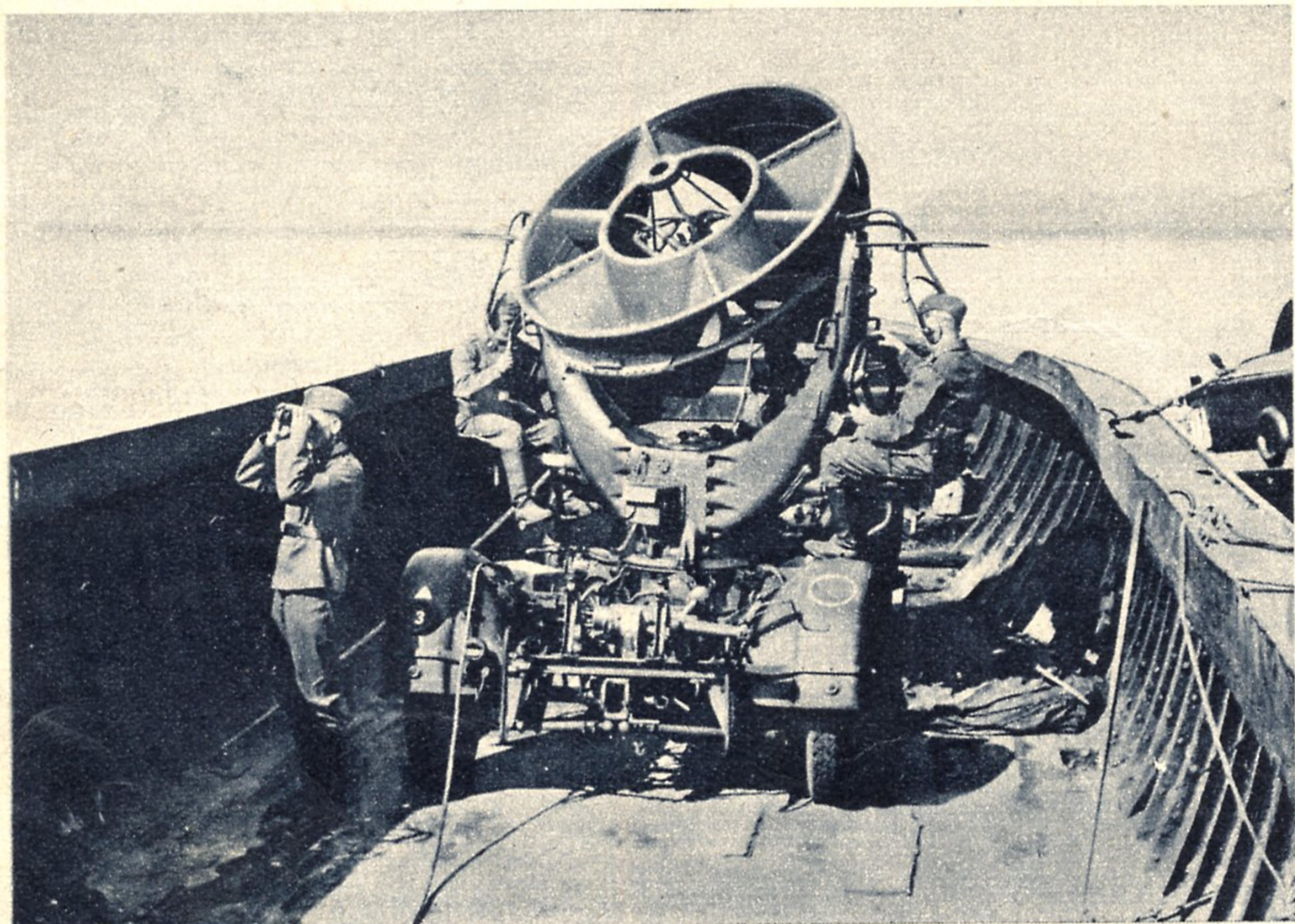
Ein 2-cm-Flakgeschütz ist auf dem flachen Dach eines Geschäftshauses postiert, um von dort etwa die Sperrkette durchbrechende feindliche Flugzeuge unter wirksamen Beschuss zu nehmen

der junge Offizier, der mir hier oben alles erläutert. „Daß die Stimmung gut ist, haben Sie in der Kantine gesehen. Bei der Einförmigkeit unseres Dienstes kommt es vor allem darauf an, daß mir die Leute wach und spritzig bleiben.“ Die gerade keinen Dienst haben, liegen mit nackten,

tiefgebräunten Oberkörpern umher und sonnen sich. Um den Einsatz seines Geschützes im Ernstfall zu veranschaulichen, setzt der Offizier einen Alarm in Szene. Kommandos schallen. Jeder springt auf seinen Platz. Und schon öffnet und schließt sich jedesmal mit hartem Ruck und mit



Mannschaften der Ballonsperrabteilung transportieren einen Sperrballon, um ihn an Ort und Stelle mit der Ballonwinde hochzulassen
Aufn. Scherl



Um das Herannahen der feindlichen Flugzeuge bereits aus weiter Entfernung zuverlässig ausmachen zu können, bedient sich die Flakartillerie moderner Horchgeräte, in deren Trichtern sich der Motorenlärm der feindlichen Flugzeuge fängt
Aufn. Schaller

unglaublicher Schnelligkeit der Verschluß des Geschüzes. Nur, daß es hier im Übungsfalle immer die gleiche Granate ist, die der Kanonier zum Schein in der Luft hin und her stößt.

Auf einem Bahngelände im Innern der Stadt sehe ich mir eine schwere „Flak“ an, ein schweres Abwehrgeschütz, das auf einem Eisenbahnwagen aufmontiert ist. Auch hier wieder kann ich die ungeheure Schnelligkeit bewundern, mit der die alarmierte Bedienung feuerbereit ist. Seltsam freilich klingen in den Feuerbefehlen ihres Kommandeurs die Worte: „Richtung soundso auf das leider fehlende Ziel . . .“ — „Leider?“ wiederhole ich. Er dreht sich lachend nach mir um. „Selbstverständlich nur für uns. Wenn Sie den ganzen Tag den Himmel nach einem Gegner absuchen, der nicht kommt, so wird das allmählich langweilig.“ „Da würden die Berliner wahrscheinlich wünschen, Herr Hauptmann, daß Sie aus der Langweile nicht herauskommen.“ Ein paar abgestellte Eisenbahnwagen dienen der Mannschaft dieses Kommandos als Unterkunft. Eine Gulaschkanone dampft auf einem offenen Güterwagen. Wer keinen Dienst hat, sonnt sich auch hier. Einer spielt Mundharmonika. Es läßt sich, wenn es sein muß, auch zwischen Schienen und Waggons erträglich leben!

Weiter raft mein Wagen durch Berlin und viele Vororte, bis die Felder sich öffnen. Es ist ein Sonntag und glühender Sonnenschein. Hier und dort sind noch letzte Erntearbeiten im Gange. Der Wagen biegt in den Hof eines friedlich in seinem schönen Park daliegenden märkischen Schlosses ein. Es birgt das Stabsquartier einer schweren Flakbatterie. Der Kommandeur weiht mich zunächst wieder in den Gang des Meldedienstes ein. Dann fährt ein Oberleutnant mit mir zur Stellung. Die Geschütze stehen auf einem Stoppelfeld, die langen Rohre steil und drohend gegen den östlichen Himmel gerichtet. Ein Teil der Mannschaft liegt in ständiger Bereitschaft. Die Batterie wird alarmiert. Ein Offizier gibt vom Entfernungsmesser aus telefonisch die Kommandos. Daß unsere Flak ihre schwierigen Ziele zu finden weiß, das hat sich im Spanienkrieg gezeigt. Der Major, der diese Batterie führt, trägt das Spanienkreuz. Ich krieche in die Unterstände, die lustig und behaglich eingerichtet und wahre Dachsbauten sind. Denn die alarmbereite Mannschaft schläft hier draußen unter der Erde dicht bei ihren Geschützen. „Das haben meine Leute alles selbst gebaut. Dabei haben wir keinen einzigen Tischler unter uns; die meisten sind Reservisten, Kaufleute und Akademiker.“ Und grimmig fügt der junge Leutnant, der mir das erklärt, hinzu: „Für uns Aktive ist es natürlich bitter, hier herumzusitzen und auf den Feind zu warten, der nicht kommt, statt an der Front zu sein!“ — „Um so dankbarer werden Ihnen die Berliner dafür sein, daß Sie hier so weit draußen vor den Loren der Stadt ständig auf ihren Schutz bedacht sind.“ — „Schwacher Trost“, knurrt er lächelnd. Überall der gleiche Wunsch, mitzukämpfen, womöglich in vorderster Linie!

In weitem Bogen stehen in der Landschaft verteilt die leichten und schweren Flakbatterien rings um Berlin. Ihren Geschossen ist jede Flughöhe erreichbar. Dazwischen liegen die Scheinwerferbatterien, die beim Angriff des Nachts mit ihnen zusammenarbeiten, von den Horchgeräten unterstützt. Außerdem drohen dem Feind auf seinem Weg über deutsches Land noch die gefährlichen Ballonsperren, deren Einsatz entweder durch kreisförmigen Stand der Balloneinheiten um das zu schützende Objekt oder durch planvolle Verteilung der Ballone über die gesamte Fläche erfolgt. Durch diesen Wall von Geschossen und Sperrdrähten müssen die feindlichen Flugzeuge hindurch, die nach Berlin wollen. Ob es vielen glücken wird, da hindurchzukommen?! Ich glaube es nicht.

Nun lerne ich den dritten Ring der Luftverteidigungsmaßnahmen Berlins kennen. Es geht hinaus zu einer der Fliegerstaffeln, die dem Feind entgegenjagen, sobald sein Herannahen gemeldet wird. Vereint würden diese Staffeln ein gewaltiges Geschwader bilden, das es mit jedem noch so großen

Rechts: Feindliche Flugzeuge sind an die Stahl-drähte der Sperrballone geraten. Wie mit einem scharfen Messer werden die Tragflächen zerschnitten, so daß die Flugzeuge zum Absturz verurteilt sind. Diese unsichtbaren Drähte sind ein sehr wirksamer Schutz
Zeichnungen R. Heß



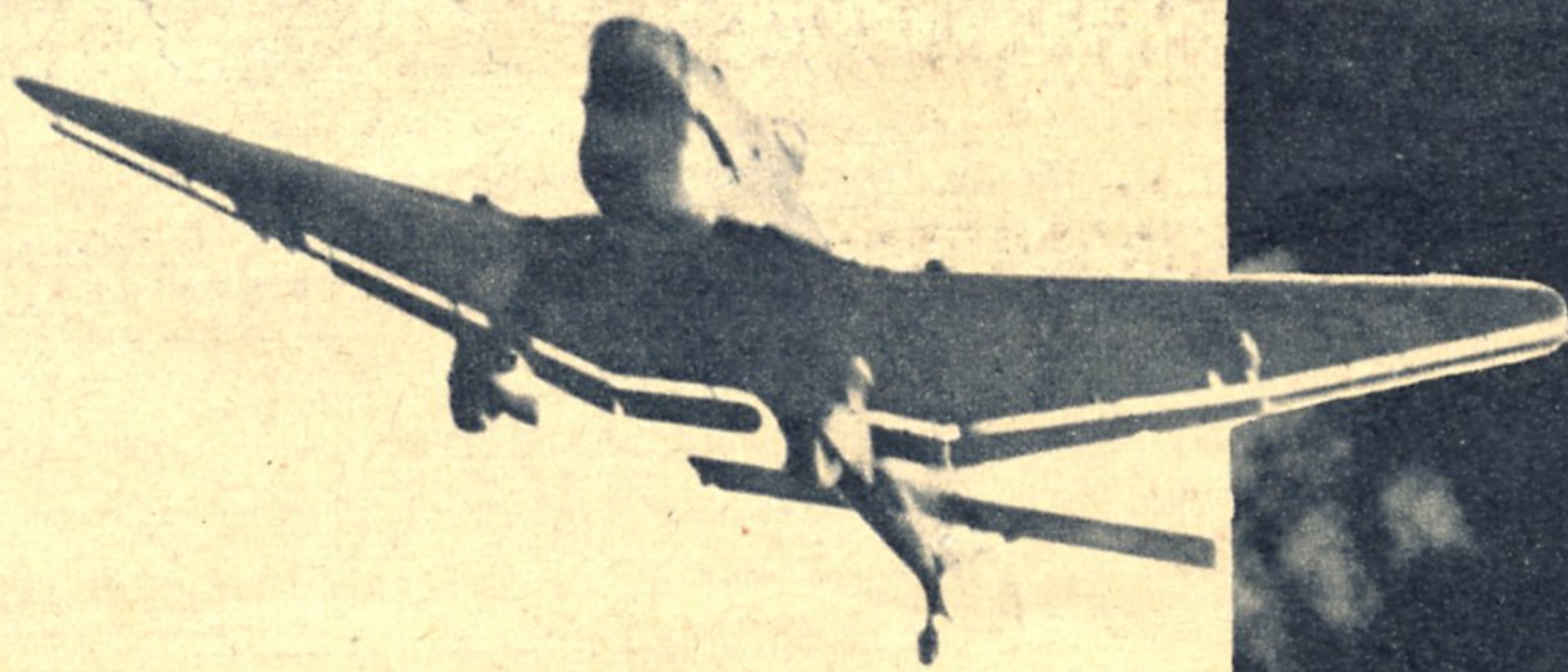
feindlichen aufnehmen könnte. Sie bestehen aus „Jägern“ und „Zerstörern“. Diese letzteren haben zwei MG's, die durch den Propeller schießen, und zwei Schnellfeuerkanonen in den Tragflächen. Alle vier bedient ein Fingerdruck. In einigen Maschinen sitzen die Flugzeugführer alarmbereit am Steuer. Der Kommandeur des Fliegerhorstes, in dessen Zimmer ich bin, deutet auf eine Leuchtpistole, die neben ihm liegt. „Eine Rakete hier zum Fenster hinausgeschossen, ist für die Flugzeuge der höchsten Alarmstufe das Signal zum sofortigen Start. Sie gehen als Aufklärer voraus. Die übrige Staffel folgt innerhalb von wenigen Minuten. Ich lasse jetzt, um nicht die ganze Staffel aufzuschrecken, den Befehl zum Start telefonisch durchgeben.“ Vom Fenster aus sehen wir zu, wie bei den Alarmflug-

zeugen, die am Rande des weiten Flugplatzes vor einem Wäldchen stehen, sich die Propeller zu drehen beginnen und eine Maschine nach der anderen sich vom Erdboden löst und davonjagt. Durch Funk-spruch läßt der Kommandeur den Führern der gestarteten Maschinen seine weiteren Befehle durch-sagen. Sie sollen zwei Platzrunden fliegen, dann im Tiefangriff auf den Flugplatz hinabgehen und wieder landen. Wir sind inzwischen hinausgegangen. Nach zwei Runden schießen die Flugzeuge donnernd über unsere Köpfe hinweg auf den Platz herab. Am Tage vorher war die Staffel von ihrem ersten Feindflug ohne Verluste heimgekehrt. Sie hatte die Aufgabe gehabt, Bomber auf ihrem Angriffs-fluge zu decken. Dabei hatten sie ihren ersten Gegner abgeschossen.

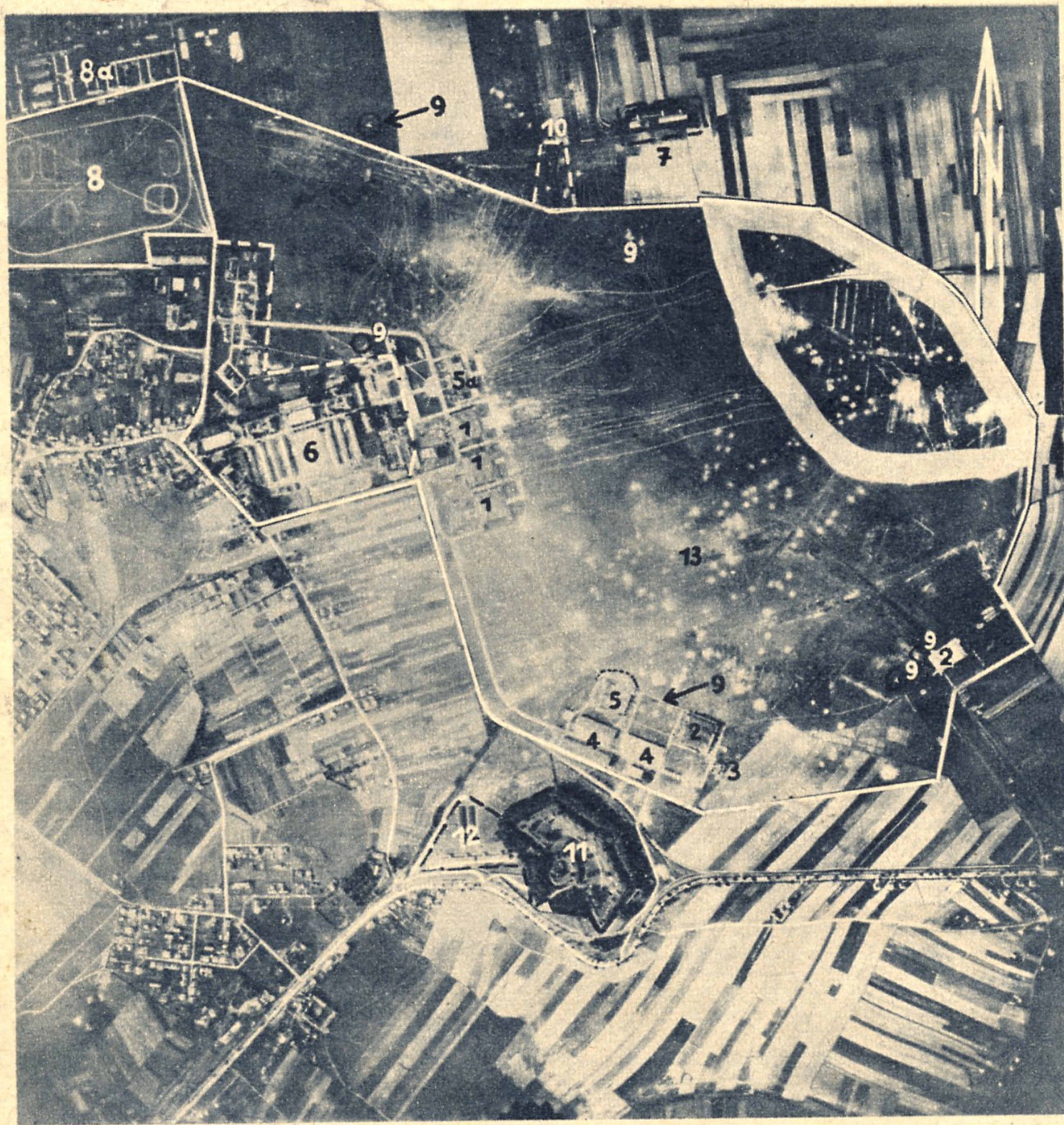
Von einem dreifachen Ring aktiver Verteidigungs-maßnahmen also wird Berlins Westwall der Luft gebildet. Die feindlichen Flugzeuge, die auf dem Wege von der Grenze her unseren immer wieder sie angreifenden „Jägern“ und „Zerstörern“ ent-gehen, sie geraten in die mächtige Feuerzone der leichten und schweren Flakbatterien. Bei Nacht fallen die Scheinwerfer über sie her und lassen sie aus ihren Lichtkralen nicht mehr heraus. Unsichtbar hängen in der dunklen Luft die todbringende Stahl-drähte der Ballonsperren. Und was wirklich auch durch diese Zone noch hindurchkommt, das wird von Berlins eigener Flak, die im weiten Umkreis auf den Dächern steht, mit feurigen Grüßen empfangen. Luftangriff Berlin? — Wir wollen!



Munitions- depot des polnischen Heeres fliegt in die Luft



Die hervorragenden Leistungen der deutschen Luftwaffe finden in allen Kriegsberichten anerkennende Erwähnung: Straßen und Eisenbahnlinien werden von den Kampffliegern mit Erfolg mit Bomben belegt, Kolonnen und Truppentransporte zerschlagen, polnische Bodenanlagen und Flugplätze zerstört, der fliehende Feind auf seinem Rückzug angegriffen und blockiert. Wie vernichtend der Angriff der deutschen Kampfflieger ist, zeigt das nebenstehende Bild, auf dem die Zerstörung eines Munitionsdepots des polnischen Heeres — erkennbar durch die zahlreichen Rauchwolken der explodierenden Munitionshallen — deutlich sichtbar ist. Das Bild läßt aber auch einwandfrei erkennen, daß bei den Angriffen der deutschen Kampfflieger nur militärische Ziele mit Bomben belegt, offene Städte aber geschont werden, denn nur dem außerhalb der Stadt liegenden Munitionsdepot galt der vernichtende Bombenabwurf



Ein polnischer Flugplatz nach dem Bombenangriff deutscher Kampfflieger. Wie ersichtlich, war dem Angriff ein voller Erfolg beschieden, da alle wichtigen Teile des Flugplatzes zerstört wurden und vor allem das Rollfeld (13) durch starke Bombeneinschläge unbrauchbar gemacht wurde. Die auf dem Luftbild angebrachten Zahlenhinweise bedeuten: 1 und 5 Flugzeughallen, 2 Werftanlage, 3 Motorenprüfstand, 4 Kraftwagenhallen, 5a Flugleitung, 6 Unterkunft und Verwaltungsgebäude, 7 Munitionsdepot, 8 Reitbahn, 8a Kavalleriekaserne, 9 sechs einmotorige Flugzeuge, 10 Schießstand, 11 alte Befestigungsanlage, 12 Lagerschuppen. Aufnahmen: Archiv RLM







Bombenangriff auf einen polnischen Flugplatz

Deutlich erkennt man auf dem Luftbild die Treffer der schweren, von den deutschen Kampffliegern geworfenen Bomben. Das Rollfeld ist mit Bombentrümmern geradezu übersät und für keinerlei Flugbetrieb mehr verwendbar. Auch die Flugplatzanlagen, vor allem die Flugzeughallen, sowie die während des Angriffs vor den Hallen stehenden Flugzeuge wurden schwer beschädigt. Auch dieses Bild ist im übrigen ein klarer Beweis dafür, daß durch die deutschen Kampfflieger nur militärisch wichtige Ziele bekämpft werden, da die selbst in unmittelbarer Nähe des Flugplatzes stehenden Häuser völlig unversehrt geblieben sind.

Aufn. Archiv RLM

In zehn Tagen bis Warschau

Verlauf der Bewegungen und Kampfhandlungen bis zum 10. September

Von Major a. D. Dr. Hildebrandt

Die ostpreussischen Truppen hatten die Aufgabe, gegen die Festung Graudenz vorzugehen und Warschau von Norden her anzugreifen. Der Schutz von Danzig und Inschachhalten des polnischen Kriegshafens Gdingen wurde in die Hände der Seestreitkräfte und der Danziger *W*-Heimwehr gelegt, denen noch Pioniere zugeteilt wurden. Schon im Laufe des zweiten Kriegstages wurde Berent, in der Mitte des schmalsten, 35 Kilometer breiten Streifens des Korridors von pommerschen Truppen genommen und damit die Unterstützung des Küstengebiets durch polnische Kräfte unterbunden. Dirschau wurde am 4. September genommen, obwohl die große Weichselbrücke gesprengt worden war.

Die aus dem Südosten von Ostpreußen vorgehenden Truppen kämpften schon am ersten Tage gegen Graudenz. Es ging darum, das Gebiet nördlich der Weichsel bis Bromberg zu nehmen, rund 80 km breit, und die Vereinigung mit der von Pommern her vorstößenden Heeresgruppe zu vollziehen, die nördlich der Neße von der Schneidemühlher Gegend her auf Culm vorging. 90 km ist es von der Grenze bis Bromberg. Am 5. September nahmen die Ostpreußen die Befestigungen von Graudenz, und die Pommern, die am 2. die Brahe überschritten hatten, gingen an diesem Tage unter den Augen des Führers über die Weichsel. Am

6. September nahmen die Kämpfe schon den Charakter einer Verfolgung an. Der Korridor blieb abgeriegelt, ein Versuch der Polen, den Ring zu sprengen, mißlang. Die Säuberung der Tucheler Heide konnte am 7. September beendet werden. 2 polnische Divisionen, ein Panzerbataillon, 2 Jägerbataillone und 1 Kavalleriebrigade wurden vernichtet, viel Kriegsgerät erbeutet.

Der östliche Flügel der Ostpreußen, aus der Richtung Neidenburg nach Süden vorstößend, kam am 6. bis Ciechanow, seine schnellen Truppen erreichten bei Rozan den Narew; Warschau war damit vom Norden bedroht. Bei diesen Kampfhandlungen wurden 10 000 Gefangene gemacht und 60 Geschütze erbeutet. Von Westen gingen Truppen südlich Posen vorbei und nahmen Richtung auf Thorn. Gegen den südlichen Teil des an Deutschland grenzenden polnischen Gebiets ging der linke Flügel einer oberschlesischen Heeresgruppe vor. Die Provinz Posen, die vornehmlich durch Luftstreitkräfte in Schach gehalten wurde, mußte vom Feinde geräumt werden, da sie umklammert war. Am 5. September wurden beiderseits von Sieradz stark ausgebaut Bunkerlinien durchbrochen. Die Truppen zogen am 7. an Lodz vorbei. Weiter südlich gingen Heeresteile von Tschenschow, das am 2. genommen war, ebenfalls gegen Warschau vor. Kielce am Fuße des Lysa-Gora-Höhenzuges wurde genom-


men und nun auch von Süden her Warschau bedroht.


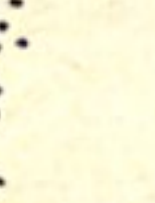
Gegen den südlichen Teil von Polen gingen der rechte Flügel der oberschlesischen Gruppe über die Tatra und die Beskiden vor, als wichtige Punkte wurden Rzeszow und Jaslo mit seinen Quellen eingenommen und östlich davon der San überschritten.

Krakau wurde am 6. ohne Kampf besetzt. Das Industriegebiet war völlig umklammert. Kämpfe waren in ihm vermieden, um die Anlagen nicht zu beschädigen. Die Polen haben keine Zeit mehr gehabt, die Gruben und Werke zu zerstören. Unermeßliche Werte sind damit in unsere Hände gefallen. Für die Polen bedeutet dies den Verlust ihrer Rüstungswerke, der Rohwerkstoffe für Geschütze, MG, Panzerplatten und -kuppeln, für Flugzeug- und Kraftfahrzeugmotoren, Kraftwagen, Panzerwagen, Lokomotiven, Eisenbahnwagen usw. 95% ihrer Steinkohle förderten die Polen in den Gruben.

Die Seestreitkräfte haben die Ostsee gesichert, vor der Danziger Bucht wurden Gela, sein Kriegshafen und Gdingen bombardiert. Die „Schleswig Holstein“ nahm die Westerplatte unter Feuer, deren hartnäckige Besatzung sich am 7. September ergab. Seit 10. befinden sich die Städte Neustadt und Puzig in deutscher Hand. Der polnische Zerstörer

Das neuartige Mundstück

MIT oder OHNE MUNDSTÜCK, dieser langjährige Meinungsstreit unter den Zigaretten-Rauchern hat jetzt endlich seine Lösung gefunden, und zwar durch die Erfindung des neuen  Mundstücks. Diese Lösung ist so überraschend einfach, dass man sich fast fragen möchte, weshalb sie nicht schon längst gefunden worden ist; so nahe liegt sie nämlich:

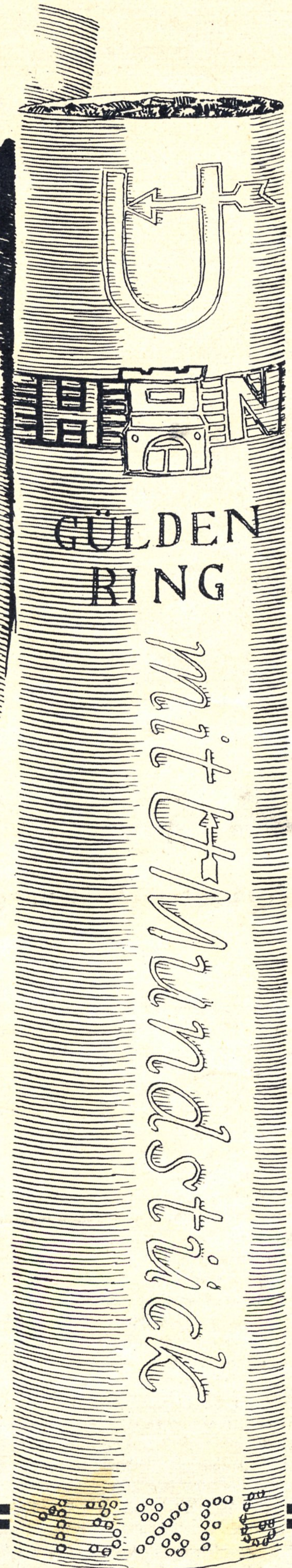
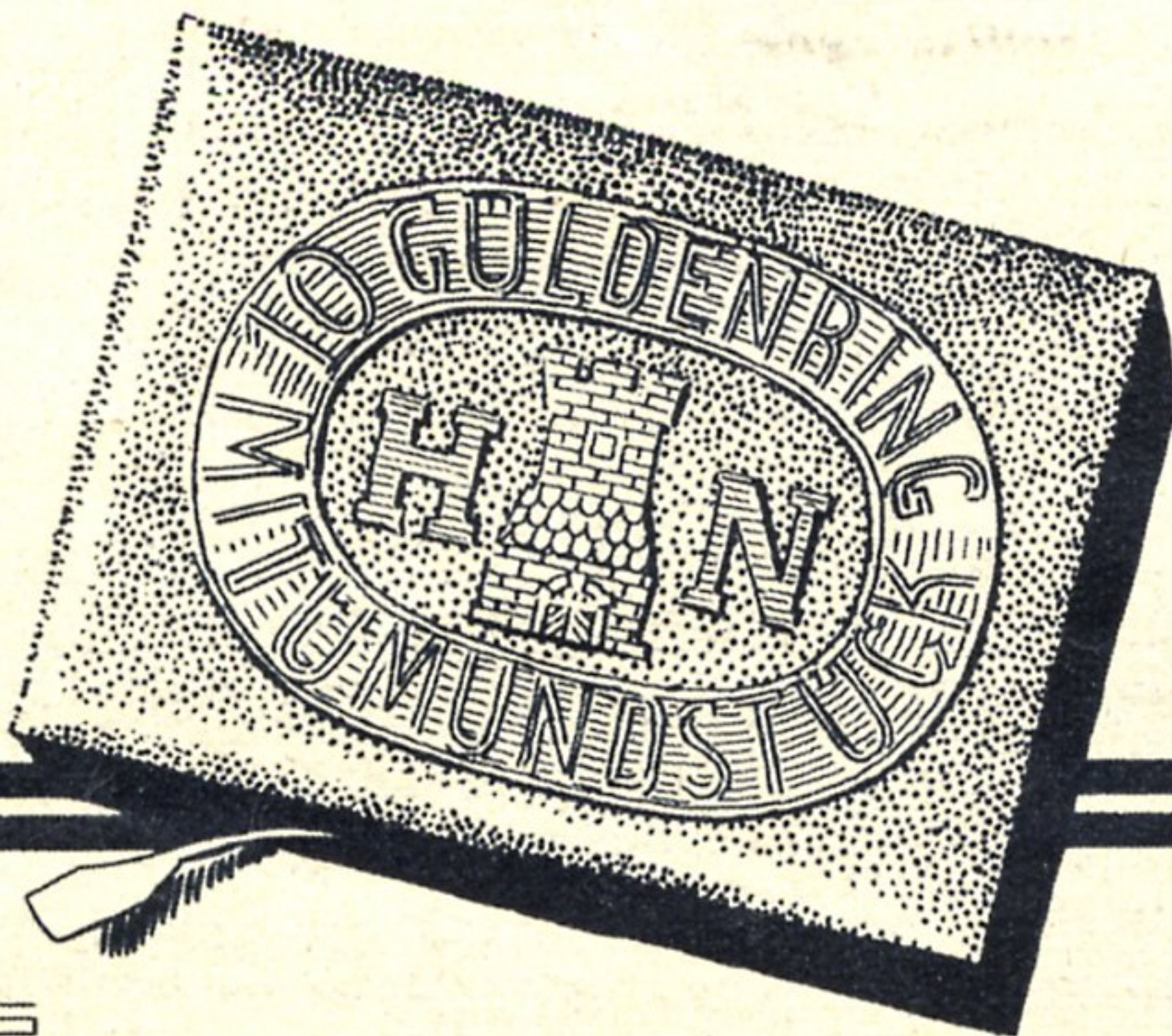
DAS  MUNDSTÜCK, das jetzt erstmalig unsere Gulderring erhalten hat, ist zwar unsichtbar für das Auge; man könnte sogar meinen, dass diese Zigarette überhaupt mundstücklos sei. Aber der Schein trügt; denn die Wirksamkeit des neuen  Mundstücks spüren Sie sogleich beim Rauchen. Bitte machen Sie doch einmal selbst die Probe!

Haus Pennerburg

GÜLDENRING

4 PF.

jetzt auch mit  Mundstück



„Wicher“ und 4 U-Boote wurden bis zum 7. September zerstört, der Minenleger „Gruf“ schwer beschädigt. Eine Reihe englischer Handelsschiffe konnte durch unsere U-Boote bereits versenkt werden.

Hervorragendsten und entscheidenden Anteil an den schnellen und großen Erfolgen unseres Heeres hat die Luftwaffe gehabt. Die Kampfflieger traten ihrer Aufgabe entsprechend gleich am ersten Tage ausgiebig und erfolgreich in Tätigkeit. 14 Flugplätze erhielten eisernen Gruß, u. a. Posen, Graudenz, Puzig (an der Danziger Bucht), Lodz, Kattowitz und Gdingen. Bis ins östliche Polen ging es hinein, und zahlreiche bereitstehende Flugzeuge gingen in Flammen auf. Das Flugzeugwerk Ofecie bei Warschau wurde schwer beschädigt, und die dort untergebrachten Reservemaschinen wurden vernichtet. Auch die Aufgabe, wichtige Verkehrsanlagen zu unterbrechen, wurde umfassend erfüllt. Auf mehreren wichtigen Bahnlinien wurden die Gleisanlagen zerstört und Militäzüge zum Entgleisen gebracht. So wurden die Strecken Kutno—Warschau, Krafau—Lemberg, Kielce—Warschau und Thorn—Deutsch Eylau am 3. September stark beschädigt und mehrere Munitionszüge auf ihnen zur Explosion gebracht. Im ganzen gelang es an diesem Tage, 19 Züge zum Stehen zu bringen. Dadurch wurden die Polen verhindert, jeweils bedrohten Punkten Reserven zuzuführen, so daß unseren erdgebundenen Truppen Erfolge nicht wieder streitig gemacht werden konnten.

Auch die Jagdflieger haben ihre Schuldigkeit getan. Wenn sie bis zum 5. September nur 15 von 50 vernichteten Flugzeugen im Luftkampf abgeschossen haben, so lag das daran, daß sie die Luftherrschaft sofort errangen und die polnischen Flieger aus der Luft vertrieben, so daß diese sich weder einem Luft-

kampf stellten, noch unsere vorgehenden Truppen belästigen konnten.

Wichtig ist es, Angriffe durchzuführen, wenn die Kolonnen sich noch im Marsch befinden, sich noch nicht zum Gefecht entfaltet haben. Das ist täglich gelungen. Schwierig ist es, Brücken durch Bombenwurf zu zerstören. Das hat sich im Spanientrieg erwiesen, wo es z. B. die nationalspanischen Flieger unablässig, aber ohne Erfolg versucht haben, die Ebro-Brücken zu sprengen. Einmal soll es gelungen sein durch Einsatz von 50 Flugzeugen, die 60 Tonnen Bomben abgeworfen haben. Um so anerkannterwert ist es, daß es unseren Bombern am 7. September gelang, mehrere Brücken und Übergänge sowie die große Weichselbrücke südlich von Warschau so stark zu zerstören, daß der Übergang der zurückgehenden polnischen Armee erheblich erschwert wurde. Unter diesen Kolonnen konnten dann die Schlacht-, Sturzkampf- und Kampfgeschwader im Tiefflug sehr aufräumen. Versuche von feindlichen Gegenangriffen wurden vor Entfaltung der Truppen schon verhindert. Nur 2 deutsche Flugzeuge wurden an diesem Tage abgeschossen; die Besatzung eines vernichteten Flugzeugs konnte sich durch die feindlichen Linien durchpürschen.

Dem gegen Cuxhaven und Wilhelmshaven am 5. September angelegten englischen Fliegerangriff konnte so frühzeitig und wirksam durch Jäger und Flakbatterien begegnet werden, daß Cuxhaven überhaupt nicht überflogen werden konnte, und daß über Wilhelmshaven mehr als die Hälfte der englischen Bomber abgeschossen werden konnte, ehe sie irgendeinen Schaden hatten anrichten können. Es hat sich die Luftverteidigung im Zusammenwirken von Flak und Jägern als höchst abwehrbereit und wirksam erwiesen. Man kann das Zusammenarbeiten z. B. dadurch herbeiführen,

daß die den beiden zuzuweisenden Zonen höhenmäßig abgegrenzt werden. Es wird die Höhe bis zu 5000 Meter dem Feuer der Flakartillerie zugewiesen, die Höhe über 5000 m den Jägern. So einfach das klingt, so schwierig ist es, weil die Jäger sehr gewandt sein müssen, um nicht ins Feuer der Flakgeschütze zu kommen und die Flak rechtzeitig das Feuer einstellen müssen.

Versuche der Engländer und Franzosen, an der Westfront ihre Flieger ins Land vorzutreiben, sind stets rechtzeitig verhindert worden. Anteil an diesen Erfolgen haben auch der Luftschuß und der Flugmelbedienst, der die Warnung vor angelegten Fliegerangriffen stets rechtzeitig gegeben hat.

Deutsche Bomber vernichten den Flughafen in Thorn

FORTSETZUNG VON SEITE 8

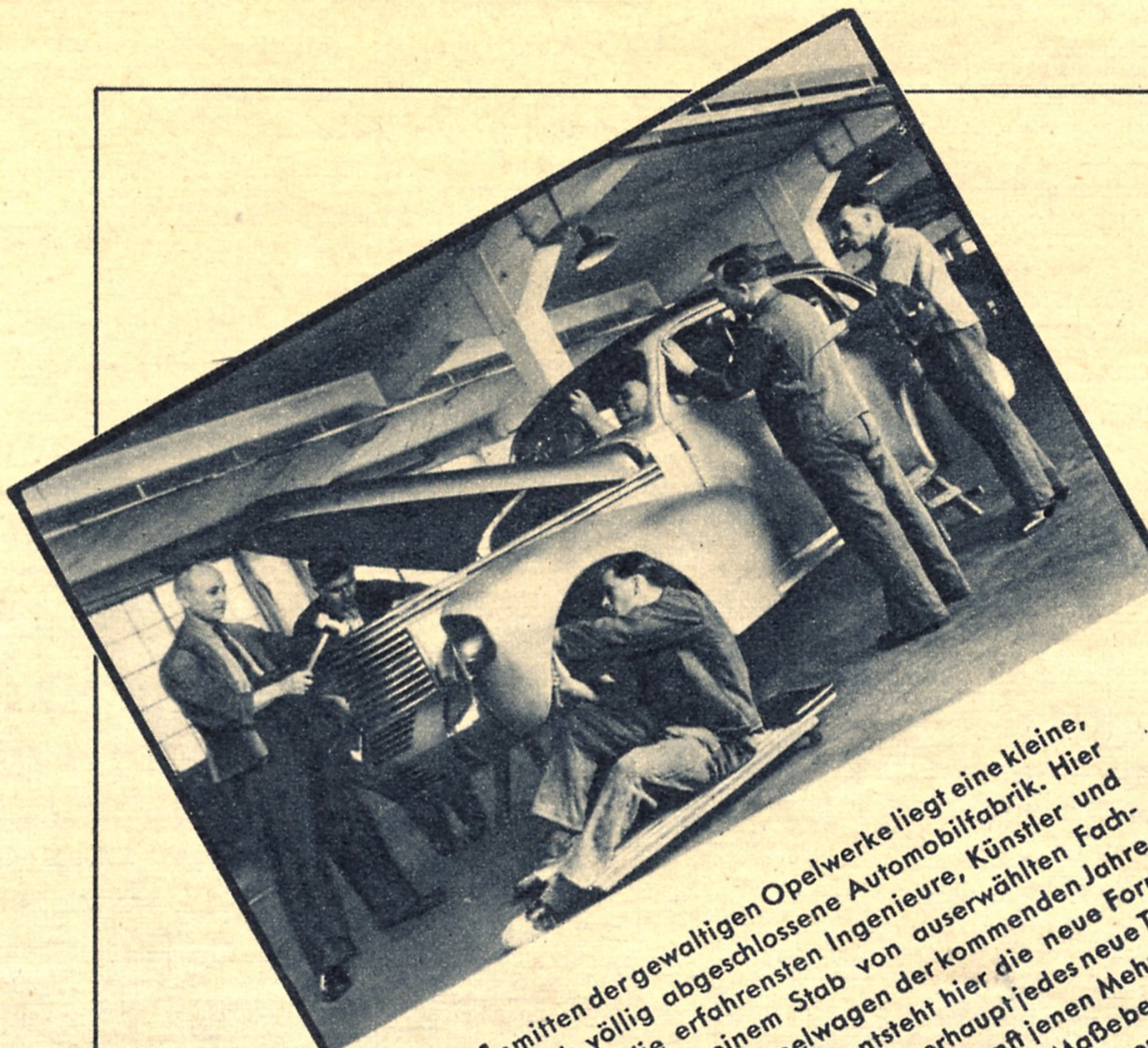
ein Volksdeutscher, der 18 Jahre lang als Flugzeugmonteur auf dem Thorner Flughafen beschäftigt war und den Angriffstag miterlebt hat. Er erzählt folgendes:

„Ich war gerade beim Fertigmontieren des „Karrasch“, den Sie da drüben in der Halle gesehen haben werden, als der erste Angriff kam. Es war mittags ein Uhr. Die erste Bombe fiel in die neu angebaute Offiziersmesse der Jäger, das ist bei Halle acht am äußersten linken Ende des Platzes, die anderen auf dem Weg bis herüber zu den Kasernen in Laderäume, Küchen und Laufgräben. Dabei gab es Tote und Verwundete. Wieviele, konnte ich nicht feststellen, da sie gleich nach dem Angriff fortgeschafft wurden. Der zweite Angriff um drei Uhr war nicht so erheblich und hat nur den Platz beschädigt. Der Hauptangriff erfolgte dann so gegen ½7. Inzwischen war die achtsitzige Verkehrsmaschine, mit der am Tage vorher der Parkkommandeur aus Warschau gekommen war, und waren noch fünf Schulmaschinen startklar gemacht worden. Das sind die sechs verbrannten Maschinen da drüben. Die ersten Bomben des dritten Angriffs gingen draußen beim Munitionsbunker nieder, andere fielen auf das Fort, auf die erste und zweite Halle, die Werkstätten, den Probierstand und auf die Kasernen. Die Wirkung war furchtbar. Da sind auch die letzten Polen weg. Ich lief zu meinem Vater, der jammerte und glaubte, nun käme die ganze Stadt dran. Aber ich lachte ihn aus, denn ich wußte genau, daß die Deutschen nur die militärischen Anlagen bombardieren würden. Habe ja selbst in Deutschland gedient“, fügte er stolz lächelnd hinzu. Von ihm erfahren wir noch, daß hier das vierte polnische Fliegerregiment gelegen hat. Bereits am Mittwoch ist mit dem Abtransport der Maschinen und Lagervorräte begonnen worden. Zwei Bomben- und zwei Jägerstaffeln zu je zehn Flugzeugen sind hier stationiert gewesen. Am Angriffstag waren nur noch drei Jäger und ein Bomber da. Dieser sei noch während des letzten Angriffs gestartet, doch über dem Wald, wie er gehört habe, abgestürzt. Wir fahren sofort den Waldbrand ab, dringen auch hier und da tiefer in den Wald ein, können aber den Bomber nicht aufspüren.

Da wir nur zwei Jäger gefunden haben, muß der eine entkommen oder noch irgendwo im Walde versteckt sein. Mit dem himmelblauen Subschrauber sei nur der Oberst selber geflogen. Während wir noch mit dem Augenzeugen der drei deutschen Bombenangriffe sprechen, die an einem Tage einen der größten Flughäfen Polens sozusagen restlos außer Gefecht gesetzt haben, rückt ein Trupp Arbeitsdienst in den Flughafen ein, um mit den Aufräumarbeiten zu beginnen. Bald wird ein Teil der frischen Kampfspuren verwischt sein.

Zeichnung A. Eigener



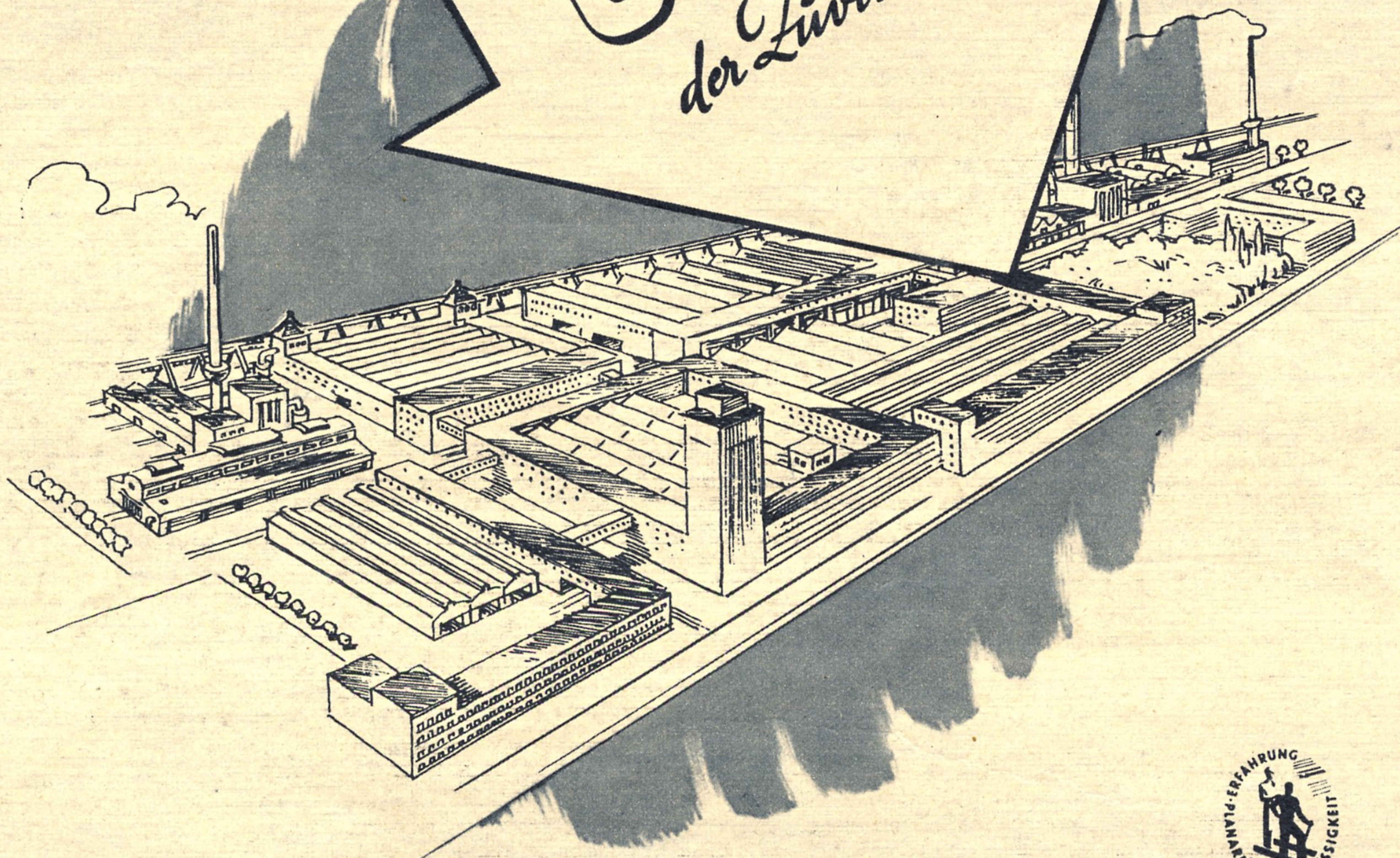


HIER werden die teuersten Automobile gebaut

Inmitten der gewaltigen Opelwerke liegt eine kleine, in sich völlig abgeschlossene Automobilfabrik. Hier arbeiten die erfahrensten Ingenieure, Künstler und Techniker mit einem Stab von auserwählten Facharbeitern an den Opelwagen der kommenden Jahre. In planmäßiger Arbeit entsteht hier die neue Form, der Motor, das Getriebe — überhaupt jedes neue Teil, das den Opelwagen auch in Zukunft jenen Mehrwert sichert, den sie schon heute in so hohem Maße besitzen. Diese ersten Modelle der kommenden Jahre entstehen in hunderttausenden von Arbeitsstunden und repräsentieren, da sie von Hand gearbeitet sind, oft einen Wert bis zu 500 000 Mark. So arbeitet Opel nicht nur unablässig an der Erprobung neuen Materials und an einer weiteren Erhöhung der Zuverlässigkeit, sondern auch vor allem an der Fortentwicklung des Automobils an sich. — O P E L - P l a n a r b e i t.

OPEL

der Zuverlässige



Malaula!

Der Schlachtrupf meiner Staffel

VOM DACHDECKERLEHRLING ZUM POUR-LE-MÉRITE-OFFIZIER

EIN VORWORT VON PETER SUPF

Der „Adler“ beginnt in dieser Nummer mit dem Abdruck eines spannenden Erlebnisberichtes, den der Pour-le-Mérite-Flieger Julius Buckler über seine Kriegserlebnisse verfaßt und dem der „Fliegerdichter“ Peter Supf ein die Person des Verfassers charakterisierendes Vorwort vorangesetzt hat. Wenn der „Adler“ als Luftwaffen-Illustrierte gerade jetzt diesen Kriegserlebnisbericht eines in jeder Hinsicht vorbildlichen Fliegeroffiziers aus dem Weltkrieg abdruckt, so geschieht das aus der Überzeugung, daß die Kenntnis dieses außergewöhnlichen Lebens vor allem heute, da Deutschland abermals den Kampf gegen seine Feinde zu bestehen hat, für die breitere Öffentlichkeit von größtem Interesse ist. Julius Buckler, der außer dem Pour-le-Mérite auch noch das Goldene Militärverdienstkreuz, den „Pour-le-Mérite der Mannschaft“ erhalten hat, ist zur Zeit als Major d. R. in einer Jagdfliegerschule als Führer einer Schutzstaffel tätig — auch ein Beweis für die nie erlahmende Einsatzbereitschaft, die diesen deutschen Soldaten und Offizier in so hohem Maße auszeichnet

Malaula klang es, wenn mitten in das Kasinogewühl der Jagdfliegerstaffel der Befehl zum Starten hereinplätzte; Malaula, wenn wir, noch mit dem Überziehen der Lederjacketen und dem Umwickeln der wollenen Halstücher beschäftigt, in die eilig vorfahrenden Kraftwagen stürzten, um zum Flugplatz hinauszujagen; und Malaula tönte es uns noch nach, wenn wir die Motoren auf Touren gebracht hatten und über die reißbedeckte Grasnarbe der winterlichen Flandernerde davonbrausten.

Malaula! — Der Schlachtrupf der Staffel!
Im rasenden Kurvenkampf, wenn der Gegner durch plötzliches Hochreißen und blitzschnelles Wenden seiner Maschine uns in Todesgefahr brachte; wenn die sichergeglaubte Beute unserer Maschinengewehre durch rettenden Sturzflug über feindlichem Boden in letzter Sekunde sich der Verfolgung entzog oder die ziehende Rauchfahne des angegriffenen Flugzeugs endlich den heißumstrittenen Sieg verkündete, da war Malaula auf unseren Lippen: Stoßgebet, Fluch oder Triumph.

Und Malaula hallte es noch oft in meinen Ohren, wenn in späteren Jahren der Lebenskampf mich zu schnellem Handeln oder zu harten Entschlüssen zwang. Malaula! — Der Schlachtrupf meiner Staffel!

Kindheit

Mein Vater war Dachdecker. Wenn der Frost kam und das Bauhandwerk stilllegte, hörte der Verdienst auf und die Not fing an. Die geringen Ersparnisse waren schnell aufgezehrt. Nicht immer fand sich andere Arbeit. Mit noch größerer Sorge als sonst sahen darum meine Eltern dem Winter des Jahres

Erst jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, hat, von seinen Freunden gedrängt, Julius Buckler sich entschließen können, seine in jeder Beziehung erstaunlichen Kriegserlebnisse niederzuschreiben. Hemmungen eigener Art hielten ihn davon zurück. Der Leser errät sie zwischen den Zeilen. Mit den Worten „Vom Dachdeckerlehrling zum Pour-le-Mérite-Offizier“ hat man rein äußerlich versucht, den Bogen zu schlagen, der vom unbekanntem Arbeiterjungen zum gefeierten Kriegshelden führt und der in der Gestalt des Jagdfliegers Julius Buckler ein an tollen Geschicksnissen und sonderbaren Erlebnissen überraschend reiches Kriegs- und Menschenschicksal umschließt. Ein Schicksal, das sich nicht auf außerordentlichen Eigenschaften, ungewöhnlicher Begabung oder besonderen Glücksumständen, sondern ausschließlich auf der eigenen Tüchtigkeit aufbaut! Darin liegt das Vorbildliche eines solchen Lebens für viele Tausende von jungen Menschen! Seine Erfolge beruhen auf Fleiß, Können, Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe, Ehrgeiz und einer guten Portion jugendlicher Verwegenheit. Kein Übermensch also, dessen gewaltiges Tun anderen Sterblichen ewig unerreichbar bliebe, steht in der Person dieses jungen deutschen Jagdfliegers vor unseren Augen. Aber aus der Glut seines Herzens, der Stärke seines Mutes und einer immer wieder erkämpften inneren Selbstüberwindung heraus vollbringt er Taten, die denen eines Herakles würdig sind.

Mit fünfunddreißig anerkannten Luftsiegen steht Buckler an siebzehnter Stelle aller Pour-le-Mérite-Jagdflieger und an sechster der heute noch lebenden. „Wie schön aber muß es für die Jugend sein, solch einen Orden für die ureigenste Leistung zu erhalten“, sagte General von der Marwitz, als er am 3. Dezember 1917 dem Dreiundzwanzigjährigen, zum fünftenmal Verwundeten den Pour le Mérite auf das Krankenbett legte. Ureigenste Leistung war alles bei dem jungen Offizier, der den blauen Stern lange ehrfürchtig betrachtete, ehe er ihn lächelnd mit der Hand berührte. Bereits dreißig Luftsiege hatte er damals hinter sich, von denen er seinen siebenundzwanzigsten, achtundzwanzigsten und neunundzwanzigsten an einem Tage errang. Von allen Abschüssen der Jagdstaffel 17, der er angehörte, hat er mehr als die Hälfte erzielt.

Julius Buckler ist einer der fünf deutschen Flieger, die aus dem Arbeiterstand hervorgegangen und zu Offizieren befördert worden sind. Und merkwürdigerweise oder vielleicht auch nicht merkwürdigerweise waren auch noch zwei der anderen — Dachdecker. Sie waren an unermüdlicher Kampfeslust und kühnem Draufgängertum ihm ähnlich. Beide sind sie gefallen, Fritz Rumey und Max Müller.

Buckler entwirft in seinen Kriegserinnerungen von sich durchaus nicht das Bild eines „Ritters ohne Furcht und Tadel“. Er kennt seine Fehler und weiß um seine Mängel. Auch die Angst ist ihm nicht fremd. Gerade sein ehrlicher Kampf mit dem „inneren Schweinehund“ läßt uns die gefährlichen Umstände einzelner Flüge noch stärker als sonst nachfühlen und miterleben. Wie ihm das Mitgefühl für den gefallenen Gegner als Kreatur und Menschenbruder zum ewigen Kriegsproblem wird, vertieft nur die seelische Haltung des Kämpfers. Sein Bericht endet mit dem letzten „Malaula“ seiner Staffel.

Wie so viele alte Flieger kann auch Buckler sich nie mehr ganz von der Fliegerei trennen. Immer wieder kehrt er, oft nur in mittelbarer Berührung, zu ihr zurück.

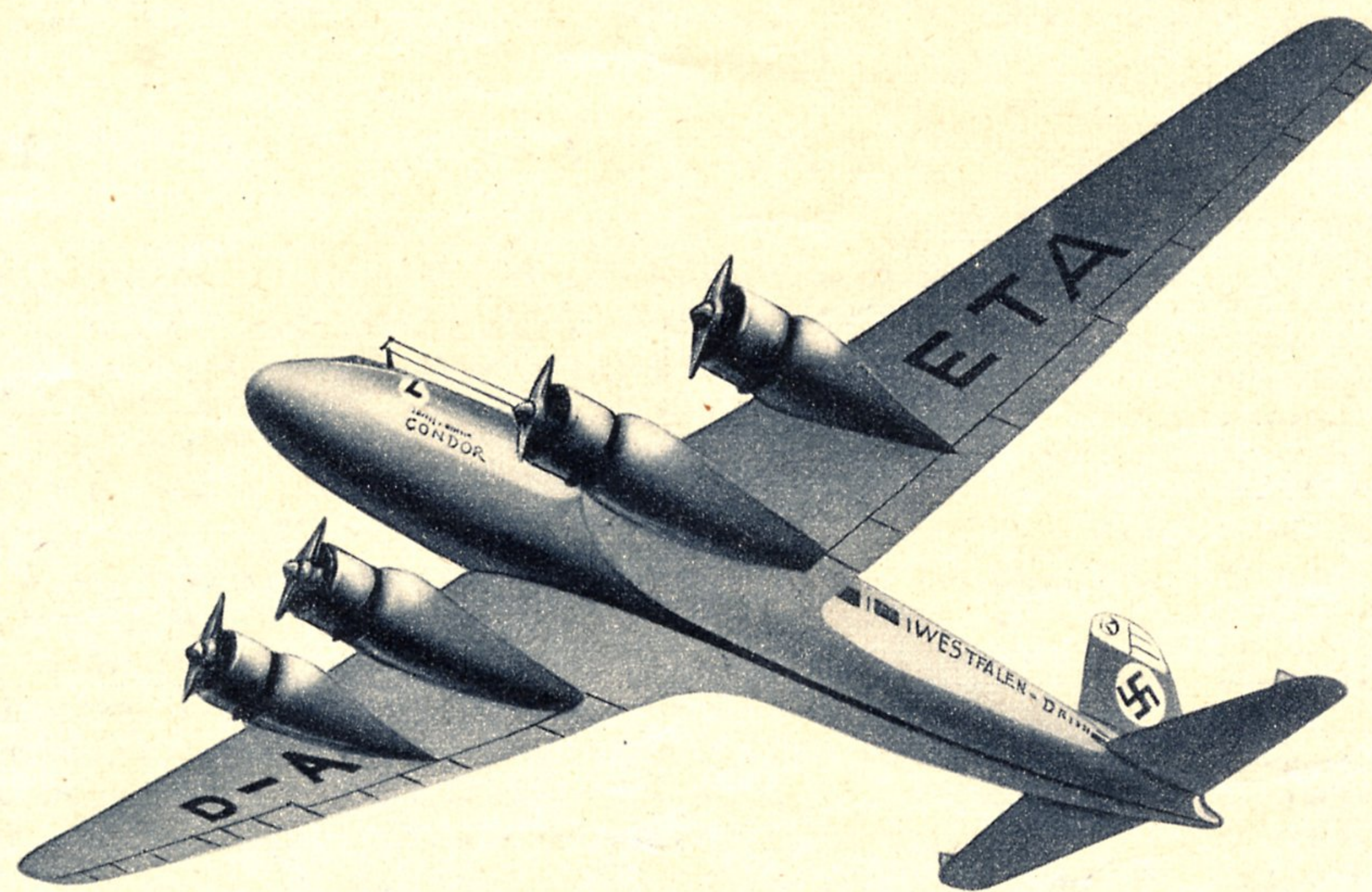
Als er nach sieben Jahren zum erstenmal wieder ein Flugzeug besteigt, da sitzt am Steuer seiner Maschine sein Gönner aus dem Felde, Major Keller, der inzwischen eine Sportfliegerschule übernommen hat und ihn als Fluglehrer gebrauchen kann. Bald aber verführt ihn die Kunstfliegerei dazu, diese Stellung wieder aufzugeben und das Zigeunerleben eines von Flugtag zu Flugtag ziehenden Kunstfliegers zu führen. In dieser Zeit trifft er mit Udet und Fieseler zusammen, die gleichfalls bemüht sind, durch ihre Vorführungen den Flugwillen im deutschen Volke wieder zu wecken. Da die Unterhaltung des Flugzeugs viel kostet, die Flugtage ihm aber wenig einbringen, so ist Buckler eines Tages aus Liebe zur Fliegerei zum Bettler geworden. Ein zufälliges Wiedersehen mit einem Bekannten bringt ihn ins Baufach zurück. Vergessen aber kann er die Fliegerei nicht! Im Jahre 1932 tritt er in einen Fliegersturm der SA ein, im darauffolgenden Jahre erwirbt er den neuen Führerschein. Als Standartenführer des NS-Fliegerkorps fliegt er 1937 und 1938 erfolgreich die großen Deutschlandflüge mit.

Doch das alles genügt ihm nicht! Er ist auch heute noch mit Leib und Seele Soldat, und so meldet er sich freiwillig zu militärischer Übung. Erst als er im Mai dieses Jahres auch noch die neusten und schnellsten Jagdflugzeuge geflogen hat, ist er beruhigt. Nun steht der alte Kriegsfieger und Pour-le-Mérite-Held des Weltkrieges wieder fliegerisch vollwertig neben den jungen Kameraden der neuen, von Generalfeldmarschall Göring geschaffenen Luftwaffe. Und das ist seine tiefste Freude.

1894 entgegen, in dem ich zur Welt kommen sollte. Ältere Leute in Mainz, der „goldenen Stadt“ am Rhein, erinnern sich noch heute dieses Winters. Er war der kälteste seit vielen Jahren, aber gerade das hatte sein Gutes. Etwas geschah, was fast wie ein Wunder wirkte und was meinen Eltern Rettung aus aller Not brachte: der Rhein fror zu. Weite Flächen wurden zu spiegelnden Bahnen blankgefegt, Eisspiele wurden veranstaltet, Buden errichtet, Schlitten und Schlittschuhe vermietet, Würstchen und Maronen verkauft. Dampf prallte beim Eisegeln die schweren Holzscheiben aneinander. Musikkapellen spielten Märsche und Tanzweisen, Fahnen flatterten und bunte Lampions schaukelten in der winterlich frühen Dämmerung im Wind. Es war wie ein einziges großes Volksfest. Da gab es Arbeit genug, und auch der Vater verdiente gut, der von seinen Ersparnissen eine der vielen kleinen Eisbahnen gepachtet hatte. Als ich am 28. März geboren wurde, war das Fest

auf dem Eis noch in vollem Gang. Und es dauerte bis in den Frühling hinein. Kaum ein paar Wochen war ich alt, wickelte die Mutter mich in warme Tücher und nahm mich mit auf den Rhein hinaus. Während sie dem Vater half, hütete mich die um wenige Jahre ältere Schwester. Mir ist, als hätte ich das alles schon richtig miterlebt, dieses wogende Gedränge und den fröhlichen Lärm auf dem Eis, so lebhaft hat mir meine Mutter in späteren Jahren davon erzählt. Meine Mutter war neunzehn Jahre alt, als sie heiratete. Die Leute nannten sie „die schöne Mine“. Der Vater war ein großer stattlicher Mann, dem kein Mensch den Dachdecker angesehen hätte, wenn er am Sonntag in seinem dunklen Rock und einem tadellos weißen Stehkragen mit seiner hübschen jungen Frau spazieren ging. Sein Vater hatte eigentlich einen Goldschmied aus ihm machen wollen. Er aber hatte sich aus freien Stücken für den Beruf eines Dachdeckers entschieden. Das war ein gefährliches Handwerk! Gerade das aber

mochte es gewesen sein, was meinen Vater dazu verlockt hatte, es zu erwählen. Denn niemals war er für ein bequemes, alltägliches Leben. In schwindelnder Höhe zu arbeiten, hinaufzuschauen in den blauen, weiten Himmel über sich und hinabzublicken auf das Dächergewirr der Stadt, aus dem die vielen Türme hervorragten, und auf den blinkenden Rhein mit seinen Rähnen und Dampfschiffen, das war ihm mehr als Beruf, das war ihm Herzensfreude und inneres Bedürfnis. Dort oben fühlte er sich frei, herausgelöst aus aller Enge. Die ständige Nähe der Gefahr und die Härte der Pflicht entsprachen seinem ganzen soldatischen Wesen. Wegen seiner großen Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit wurde er zu allen schwierigen Arbeiten in der Stadt herangezogen. Als er das Dach am hohen Spitzturm der Bonifaziuskirche ausbesserte, wurde er, frei auf einem Holzbrett sitzend, von einem primitiven Flaschenzug in die Höhe gezogen, und dieser Flaschenzug wurde obendrein von einem



Wir suchen für den Flugzeugbau

Dreher	Maschinenschlosser
Schlosser	Werkzeugschlosser
Klempner	Elektriker
Fräser	Monteure

sowie **Metallarbeiter** jeder Art

Berufsfremde können für den Leichtmetallbau **umgeschult** werden

Kurze Bewerbungen an die Personalstelle der

FOCKE-WULF FLUGZEUGBAU G.M.B.H.

BREMEN - HASTEDT

Ly-Feder

695

Heintze & Blanckertz / Berlin

Lehrjungen bedient. Auch die Dacharbeiten an der gewaltigen Kuppel der Stephanskirche wurden von meinem Vater ausgeführt. Nie verlangte er einen besonderen Zuschlag für so gefährvolle Arbeiten. Ein so tüchtiger Arbeiter mein Vater war, eins war er nicht: er war kein Kaufmann. Und so ist es nicht verwunderlich, daß es ihm lange Zeit nicht glückte, sich selbständig zu machen, und daß immer wieder die Not an unsere Tür klopfte. Andere Winter kamen, in denen der Rhein nicht zufror. Da mußten Vater und Mutter hart arbeiten, um das tägliche Brot zu verdienen. Der Vater half aus, wo sich Gelegenheit dazu bot. Die Mutter wusch und flichte für fremde Leute. Wir Kinder, die beiden Schwestern und ich, blieben zu Haus und spielten in der Küche und der Schlafstube, den beiden einzigen Räumen unserer Dachwohnung im fünften Stockwerk einer alten Mainzer Miets-

kaserne, und wußten und merkten nicht viel von allem Elend. Und doch muß es den Eltern damals oft so schlecht gegangen sein, daß sie keinen Ausweg mehr sahen, sonst wäre ein Geschehnis aus meiner Kindheit nicht zu verstehen, das sich mir unauslöschlich tief eingepägt hat. Der Vater hatte gegen einen Wechsel von einem Juden Geld geliehen. Es waren einhundertfünfzig Mark. Als der Wechsel fällig wurde, hatte der Vater zwar die ganze Summe eingespart, nur die hohen Wucherzinsen konnte er nicht gleichzeitig mitbezahlen. Er bat, sie ihm zu stunden. In drei Raten wollte er sie tilgen. Der Jude jedoch ließ sich auf nichts ein und schrie und zeterte, daß es das ganze Haus hörte. Am nächsten Tag kam er wieder, während der Vater noch auf Arbeit war. Damals kannte ich noch keinen Antisemitismus. Ich haßte nur diesen widerwärtigen, schmierigen Menschen mit dem gierig flackernden Blick in den schwarzen Augen. Als er wieder zu freischen und zu schimpfen anfing, packte mich Jungen von sieben Jahren eine solche Wut, daß ich eine Latte hernahm, die ich in einem Korridorwinkel versteckt hatte, und auf ihn losschlug, bis er schreiend die Flucht ergriff. Am andern Morgen erschien er in aller Herrgottsfrühe und verlangte nun von meinem Vater mit lautem Geschrei auch noch Schmerzensgeld für die Beulen, die ich ihm geschlagen hatte. Schließlich gab er

sich mit dem Geld für die Zinsen zufrieden, das mein Vater glücklicherweise inzwischen hatte beschaffen können. Das Schmerzensgeld aber zahlte ich, und zwar in Form einer gehörigen Tracht Prügel, die ich von meinem Vater erhielt. Mit sechs Jahren war ich in die Volksschule gekommen. Das Lernen fiel mir leicht. Die Schularbeiten hörte am Abend der Vater ab. Erst kam die Pflicht, dann das Spiel. Anders kannte ich es nicht. War ich mit den Schularbeiten fertig, mußte ich erst noch Besorgungen machen, geschäftliche Bestellungen ausrichten oder für fremde Leute kleine Botendienste tun. Da blieb oft zum Spielen keine Zeit. Und so ging es von Jahr zu Jahr. Wie in allen kleineren und größeren Provinzstädten lagen wir Volksschüler in ständiger Fehde, Urfehde sozusagen, mit den Schülern höherer Schulen. Sammelplatz der feindlichen Heerlager war der Große Sand, das war der Mainzer Exerzierplatz, auf dem alljährlich die Kaiserparade stattfand, die ich neun Jahre später als Infanterist mitmachte. In einer Sandgrube schlugen wir unser Lager auf, Späher sicherten es gegen den Feind. Hier wurden Feldzugspläne entworfen, Kriegslisten erfunden, Überfälle bis ins kleinste vorbereitet. Da ich bei allen häuslichen Arbeiten half und nebenbei noch, um ein paar Groschen mitzuverdienen, Holz hatte,

*Anspruchsvolle
bevorzugen*

BIOX-ULTRA

die schäumende Qualitäts-Zahnpasta

*Angenehm im Geschmack,
belebend und erfrischend*

45.8 u. 90.8

Foto

Apparate mit
10 Monatsraten
kleiner Anzahlung.
5 Tage Ansicht.
Garantie. Tausch
gebr. App. Katalog
Fotowähler kostenl.

„Bezee“
das große Fotohaus
LEIPZIG Ja 63

Die Deutschen
Meistererzähler



**10
Halblederbände**

Ganghofer, Der laufende Berg — Heer, Das größere Licht — Speckmann, Neu-Lohe — Grabein, Firnen-rausch — Stratz, Die ewige Burg — Ida Boy — Ed. Um ein Weib — Diers, Mutter Dörthe — Grabein, Die vom rauhen Grund — Stratz, Madlene — Ida Boy — Ed. Die Opferschale
10 Bände nur RM 29.40, jeder Band in Halbleder gebunden, mit Goldprägung, blütenweißes Papier, zusammen 3186 Seiten. Sie erhalten alle 10 Bände geg. 10 Monatsraten von RM 3.- unter Nachnahme der 1. Rate

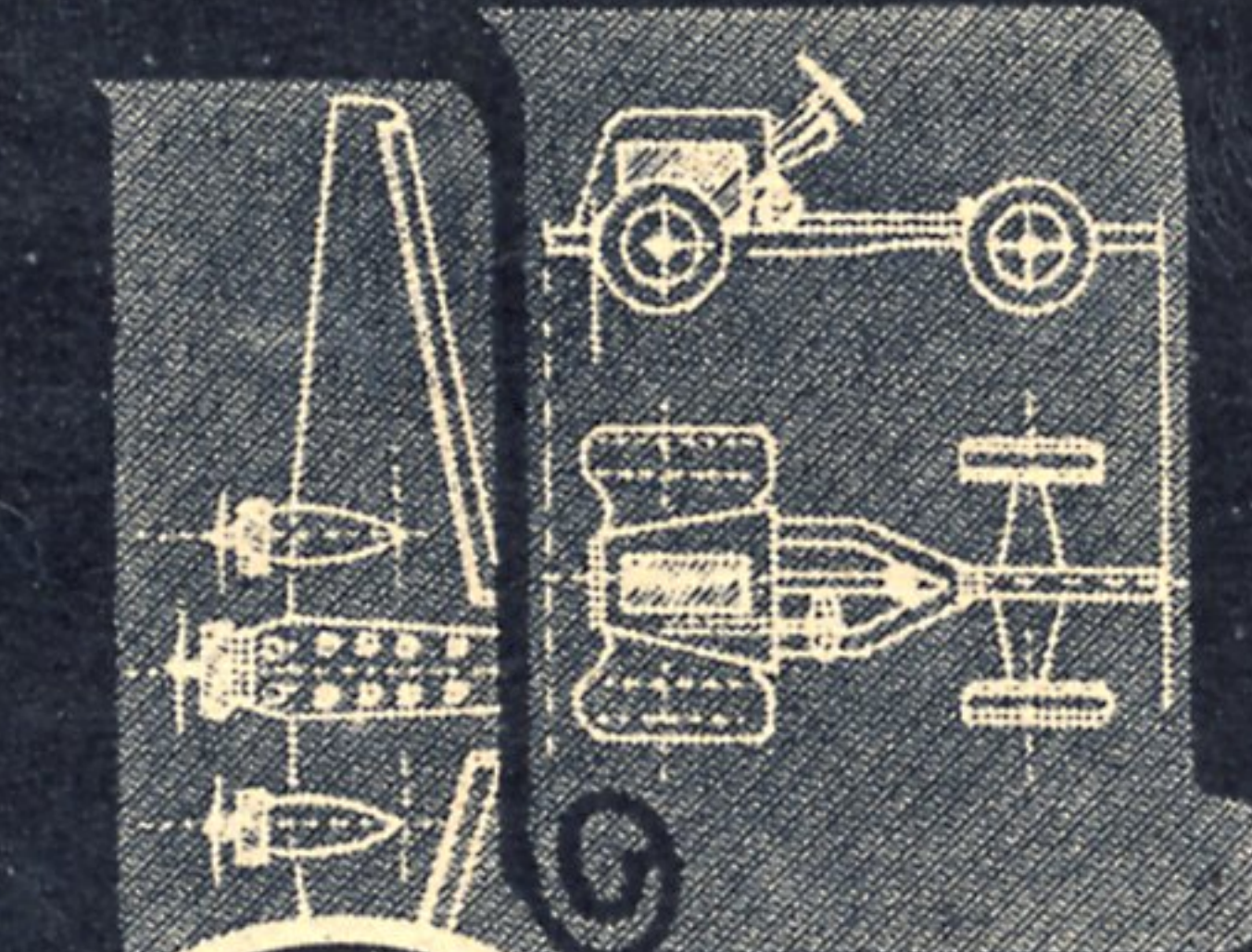
Erfüllungsort Stuttgart. Eigentumsrecht vorbeh. Rückgaberecht bei Nichtgefallen innerhalb 5 Tagen.
**Fackelverlag
Stuttgart - A 377**
Abteilung Versandbuchhandlung.

Fahrräder mit Tretstrahlern



„Marke Vaterland“
m. Frl. u. Rücktr. v. 30.-
m. Dyn. Beleucht. v. 34.-
mit Zweigang v. 57.-
Motorfahrräder
billig. Auch Teilzahl.

Katalog mit 60 Modellen kostenlos
Friedr. Herfeld Söhne
Neuenrade i. W., Nr. 166



SCHERDEL
1889
VENTIL-
FEDERN
SPIRALFEDERN
FEDERSTAHLDRÄHTE
HÖCHSTER QUALITÄT
S. SCHERDEL K.-G.
MARKTREDWITZ / B. OSTM.
ERLANGEN-BRÜCK

**Auch
Anzeigen**
sagen Ihnen viel
Wissenswertes



12 Monatsraten
Muster frei
Breidenbach
KÖLN 131 c Brückenstr.

**HANS
RICHTER**
*Die
große
Zinke*

Leben, Arbeit und Liebe im Baltikum, das ist der Inhalt dieses unterhaltsamen Romans. Er führt uns hinein in das Völkergemisch Rigas, wo Balten, Reichsdeutsche, Letten und Russen auf engem Raum zusammenstoßen. Wir lernen inmitten einer unheimlich spannenden Handlung Menschen kennen, die man so leicht nicht vergißt. Unter ihnen aber lebt die graue Rinka, zwar eine Katze nur, aber doch irgendwie Sinnbild des baltischen Menschen, in dem so viel Unberechenbares schlummert
Geheftet 2,40 RM
Leinen 3,50 RM
In allen Buchhandlungen zu haben.
Verlag Scherl, Berlin SW 68

Ingenieurschule Seestadt Wismar 10

Höhere Technische Lehranstalt
für Leichtbau-, Automobilbau-, Luft-
fahrttechnik. Maschinenbau und
Elektrotechnik (reichsanerkannt).



Kopfschmerzen

gehören für mich längst der Vergangenheit an. Ich schwöre heute auf Herbin-Stodin mit dem H. im Dreieck. Es ist nämlich erstaunlich, daß man oftmals direkt darauf warten kann, wie durch diese altbewährten Tabletten oder Kapseln mit dem H. im Dreieck der krampfartige Druck im Kopf, das schmerzhaft Ziehen im Nacken und die bei Tag und Nacht quälenden Hüft- und Nervenschmerzen, die die Schaffenskraft so lähmen, beseitigt werden. Überzeugen Sie sich durch einen Versuch. Es ist Ihr Vorteil!

10 Tabl. 0.60 · 20 Tabl. 0.99 · 60 Tabl. 2.42
Verlangen Sie aber in der Apotheke
ausdrücklich:

Herbin-Stodin
mit dem H. IM DREIECK
H. O. A. WEBER MAGDEBURG

Mit dieser Kamera immer
Gute Bilder!



FOTO
für Sie!
Auf Abzahlung mit
5
monatlich
Liefen wir Ihnen diese
Foto-Ausrüstung 6x9:
1 Rollfilmkamera Opt. 6.3
bis 100 Sek. Ledertasche
1 Bild. u. Anlag. zu nur 29.75
Lieferung sofort. Bestellen
Sie noch Heute! Rücknahme
Defo
Deutsches Foto-Versandhaus,
Berlin-W9-A 110
Linkstr. 13.



Großkatalog
m. 300 sprechenden
Bildern — heraus-
nehmbarer Belich-
tungs-Uhr — und
Hauszeitschrift
kostenlos.
5 Tage Ansicht
Tausch-Teilzahlung
10 Monatsraten.
**PHOTO
SCHAJA**
MÜNCHEN E 60
Der Welt größte
Leicaverkaufsstelle

Bei Rheuma

Gicht, Harnsäure
Arterienverkalkung
nimm

Radiosclerin

Probetabletten und
Literatur kostenlos
Radiosclerin G. m. b. H.
BERLIN SW 68/17
Alexandrinestraße 26

ROMOS-SEIFE

reinigt die HÄNDE von violetter Ani-
linfarbe, Fett u. Öl u. hält sie samet-
weich. Kein Sand etc., keine Ätzung.
ROMOS-VERTRIEB, Janisch & Co.,
Berlin W 15 / Kurfürstendamm 45

HOHNER

Gratis-Katalog,
64 Seiten, insges.
182 Abbild. Alle In-
strumente original-
farbig. Kleine Anzahl-
lung. 10 Monatsraten
LINDBERG
Größtes Hohner-Vor-
sandhaus Deutschl.
MÜNCHEN
Kaufingerstraße 10

Silberauflage 90 gr.

Bestecke, Uhren
Schmuck, Juwelen
Porzellan. Lieferung
portofrei an Private
Pracht-Katalog
gratis. Niedere Preise
Raten ohne Aufschlag
Gäckle & Co.
Pforzheim 330
Was wünschen Sie?

Wenns doch so gut schmeckt!

Aber leider auf Kosten der Schlankheit. Trotzdem sollen Sie nicht hungern! Wenn Sie zum Starkwerden neigen, essen Sie gut, aber trinken Sie regelmäßig den köstlichen, unschädlichen
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee
Auch als Dixitabellen und Dixi-Extra, Dragees in Apotheken und Drogerien

**Vor
dem Marsch**

die Füße pflegen!

**Wundlaufen
Fußschweiß**
verhütet und beseitigt Gerlach's
Fußkrem
Gehwol

Dose 40, 58, 80 Pf. In Apothek. u. Drogerien

Eis schleppte und abends in einer nahen Wirtschaft die Regel aufstellte, war ich den meisten Jungen meines Alters an Kraft und Geschicklichkeit überlegen. Dazu hatte ich einen praktischen Sinn geerbt. So ergab es sich ganz von selbst, daß ich bei wichtigen kriegerischen Unternehmungen, Überfällen, gewagten Umgehungen oder Schleichpatrouillen stets zum Anführer gewählt wurde. Kam es zum Kampf, gingen wir zunächst mit Steinschleudern vor und versuchten mit wohlgezielten Schüssen und lautem Kriegsgeschrei den Gegner in die Flucht zu schlagen. Hielt er stand, drangen wir mit den Fäusten und selbstgefertigten Holz Waffen, Schwertern und Speichen, auf ihn ein. Dann kam es zu einer regelrechten Schlacht, die zuletzt in wilden Ring- und Boxkämpfen endete.

Doch nie arteten unsere Kämpfe aus, so wild und wüßt sie sich für den Unbeteiligten ansehen mochten. Es gab ungeschriebene Gesetze, die wir streng befolgten. Wir hielten auf unsere Ehre nicht weniger als Offiziere und Korpsstudenten. Die Jüngeren hatten nichts von uns zu befürchten, die drängten wir, unserer Überlegenheit bewußt, mit drohenden Redensarten vom Kampfplatz ab. Entsprang diese spielerische Kriegsführung auch nur unserem Übermut und unserer Abenteuerlust, hatte sie doch das gute, daß unsere Sinne dadurch geschärft und militärisches Denken in uns geweckt wurden. Später im Krieg, als es auf Leben und Tod ging, habe ich noch manchmal von den kleinen Schlichen und Tricks profitiert, die wir damals erlernten. Außerdem verloren wir frühzeitig die Scheu, dem Gegner ins Auge zu sehen und uns im Kampf zu stellen. Wir lernten, auf unsere eigene Kraft vertrauen und die Kameradschaft schätzen. Sehr beliebt bei uns Mainzer Buben waren auch die Kletterkunststücke, zu denen die Rheinbrücke mit ihren Pfeilern und Bögen einlud. Im Sommer war das nicht weiter gefährlich. Trat man fehl oder konnte man sich nicht länger halten, so ging es eben hinab in die Tiefe des Rheins. Schwimmen konnten wir alle wie die Fische. Die Sonne trocknete rasch die nassen Kleider. An einem Märztag, als es noch kühl war, mußte ich durchaus wieder einmal eine Kletterpartie riskieren. Dabei rutschte ich ab und fiel in das eiskalte Wasser, dessen Strömung zu dieser Jahreszeit infolge des Hochwassers ziemlich stark war, so daß ich nur mit großer Mühe und völlig erschöpft das Ufer erreichte. Aus Angst vor Strafe rannte ich dann solange im kalten Märzwind herum, bis nicht nur meine Sachen getrocknet waren, sondern bis ich mir eine schwere Erkältung geholt hatte. Auf dem Krankenbett mußte ich meiner Mutter versprechen, nie mehr die Rheinbrücke zum Gegenstand meiner Kunststücke zu machen. Dieses Versprechen habe ich in dem Sinn, in dem es damals gemeint war, auch getreulich gehalten. Zwölf Jahre später bin ich dann mit einem Flugzeug unter der gleichen Rheinbrücke hindurchgeflogen. Und das war nicht nur für die damalige Zeit ein gewagtes Kunststück.

Dachdeckerlehrling

Das Jahr 1906 brachte einen unerwarteten Aufschwung. In Bad Nauheim ließ die Badeverwaltung große Neubauten errichten. Meinem Vater wurden die Dachdeckerarbeiten übertragen, und mit dem, was er dabei verdiente, konnte er sich später selbständig wachen.

Gerade in diese Zeit fielen meine Schulferien, und so durfte ich ihn nach Bad Nauheim begleiten. Zum erstenmal erlebten wir eine Trennung. Wie schwer sie uns allen fiel, verriet, wie fest wir aneinander hingen und wie zufrieden wir trotz aller Not miteinander lebten.

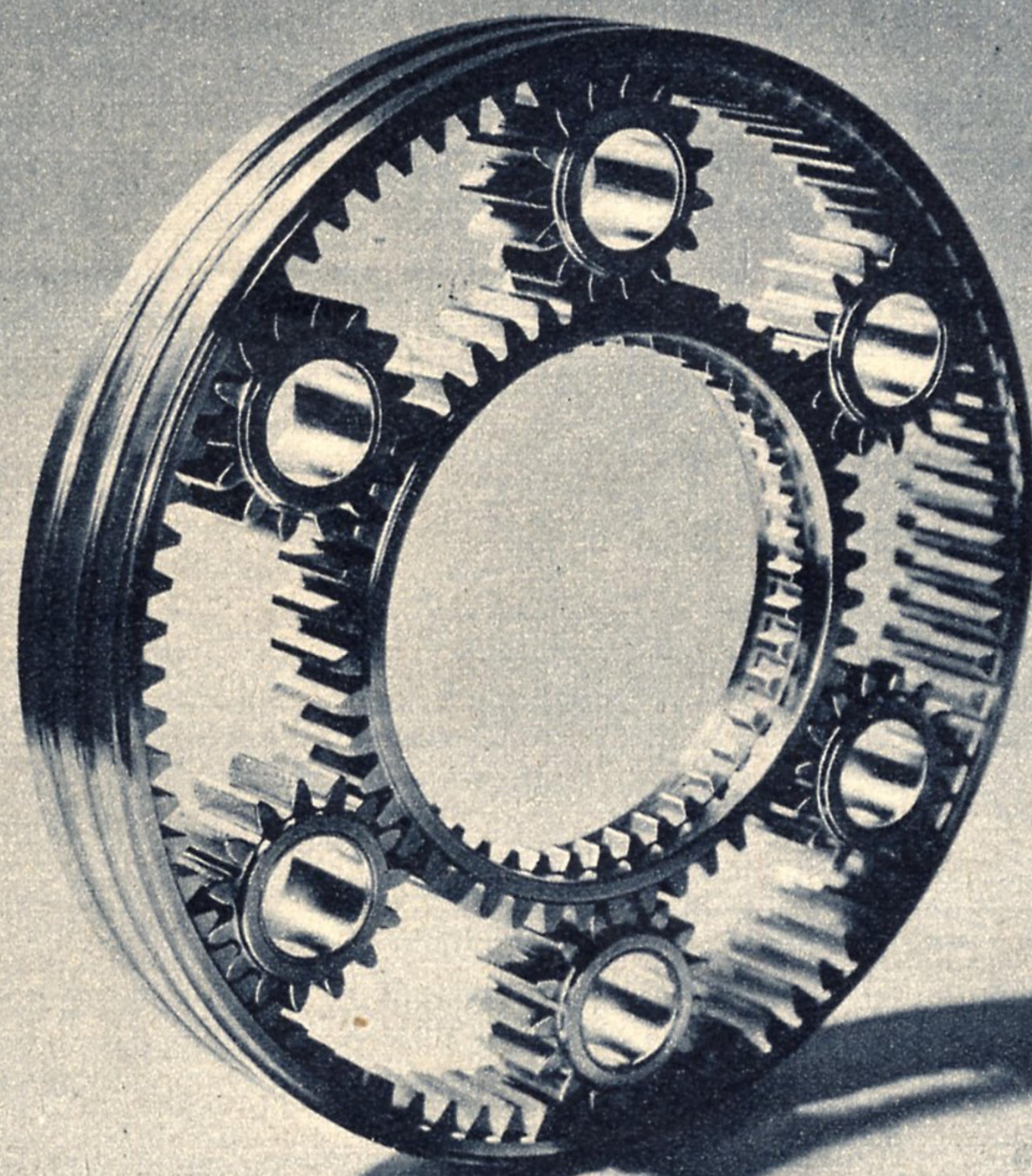
Nachdem ich mich drei Tage lang auf dem Bau umgesehen hatte und überall herumgeklettert war, fand ich das Nichtstun langweilig und fing an, den Gesellen Dachziegel zuzureichen. Bald schnallte ich mir selber die Gucke mit den schweren Ziegelsteinen auf den Rücken und stieg die steilen Leitern hinauf. Dabei schleppte ich, wenn es mir anfangs auch schwerfiel, nicht einen Stein weniger als die berufsmäßigen Träger.

Diese erste Zeit selbständiger Arbeit, in der die Gesellen und auch mein Vater mich wie ihresgleichen behandelt und gleichsam für voll genommen hatten, blieb nicht ohne tiefe Nachwirkung auf meine Entwicklung. Ich hatte aufgehört, ein dummer Bub zu sein, kam mir schon wie ein junger Mann vor und machte meine Pläne für die Zukunft. Ohne Arbeit kein Verdienst! Diese Einsicht hatte ich erworben. Darum benutzte ich von jetzt an alle Ferien dazu, um beim Vater zu arbeiten, der sich inzwischen selbständig gemacht hatte. Erstens verdiente ich dadurch etwas und zweitens lernte ich etwas dabei. Mit dem Spielen aber war es für immer aus.

Der Lebenskampf hatte begonnen. Mein Vater machte mir die Arbeit nicht leicht. In seiner Gewissenhaftigkeit prüfte er meine Arbeit noch strenger als die der Gesellen. „Bubche, das kann nicht so bleiben. Da muß ich als dein Meister mich ja schämen!“ Und daß ich alles herunterriß und die Arbeit noch einmal von vorn anfang, war für ihn selbstverständlich. Dem Kunden wurde jedoch die Mehrzeit, die dadurch entstand, nicht etwa aufgerechnet, die wurde mir vom Lohn abgezogen. So kam es, daß ich bei Beginn meiner eigentlichen Lehrzeit soviel konnte wie sonst ein Lehrling nach zwei Lehrjahren und daß mein Vater mir nach anderthalbjähriger Lehrzeit bereits Arbeiten übertrug, wie sie sonst nur ein Geselle mit drei- bis fünfjähriger Praxis auszuführen imstande war.

Gegen Ende des Jahres 1909 wurden uns die Dacharbeiten in einem Neubau übertragen, die unter allen Umständen noch vor Einbruch des Frostes beendet sein sollten. Es war ein milder Winter. Wir arbeiteten von früh bis spät. Dabei muß sich der Vater überanstrengt und erkältet haben. Niemals war er bis dahin ernstlich krank gewesen. Am 6. Februar — der Karneval stand vor der Tür — konnte er nicht mehr aufstehen.

KÖLLMANN-ZAHNRÄDER



KÖLLMANN GETRIEBEBAU G. M. B. H. LIEBERTWOLKWITZ / LEIPZIG

Togal

gegen
**Nerven-
Schmerzen**

Total ist hervorragend bewährt bei

**Rheuma
Ischias
Hexenschuß**

**Nerven- und
Kopfschmerz
Erkältungen**

Unzähligen haben Togal-Tabletten rasche Hilfe gebracht. Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Ärzten u. Kliniken seit 25 Jahren bestätigt. Keine unangenehmen Nebenwirkungen. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal!

M 1.24 In allen Apotheken

Kostenlos erhalten Sie das interessante, farbig illust. Buch „Der Kampf gegen den Schmerz“, ein Wegweiser für Gesunde und Kranke, vom Togalwerk München 27 Z.

An unsere Leser!

Veranlaßt durch zahlreiche Anfragen aus dem Leserkreis haben wir geschmackvolle

SAMMELMAPPEN für den ADLER

geschaffen. Jetzt kann sich jeder durch einen einfachen Handgriff seine „Adler“-Hefte in eine solche Mappe selbst „einheften“. Sie ist aus blauem Kunstleder mit Silberprägung und faßt einen ganzen Jahrgang. Die Sammelmappen sind gegen Voreinsendung von RM 1,50 einschließlich Porto und Verpackung oder unter Nachnahme (30 Pf. mehr) zu beziehen vom Verlag Scherl, Abt. Zeitschriften-Vertrieb, Berlin SW 68



Der Arzt stellte eine Lungenentzündung fest, und das Fieber stieg von Tag zu Tag. Abwechselnd wachten Mutter und ich an seinem Bett. Nur für wenige Minuten ließen wir ihn allein, wenn wir hastig in der Küche die Mahlzeiten einnahmen. Einen solchen unbewachten Augenblick hatte der Vater benutzt, um ein Fenster zu öffnen. Die Fieberhitze war ihm wohl unerträglich geworden. Die Folgen zeigten sich noch am gleichen Abend. Die Temperatur erreichte eine beängstigende Höhe. Schlaflos und in großer Sorge verbrachten wir die Nacht.

Am anderen Morgen, es war der 10. Februar, fing mein Vater, während ich an seinem Bett saß, mit merkwürdig fremder und leiser Stimme zu reden an, gab mir Ratschläge für alles, für die Mutter, die Schwestern, das Geschäft und für mein künftiges Leben. Ich hörte ihm bedrückt und dem Weinen nahe zu. Dann sagte er: „Hol die Mutter, mein Bübchen.“ Als die Mutter zu ihm trat, blickte er sie lange an, sagte noch leise: „Mine, sorg mir für die Kinder“, und dann schlief er für immer ein.

Außer seinem guten Namen hatte der Vater nichts hinterlassen, womit wir das Geschäft hätten fortführen können. Eine Eingabe an die Handwerkskammer, mich mit zweijähriger Lehrzeit zum Gesellen zu machen, wurde abgelehnt. Ich mußte also bei einem anderen Meister mein drittes Lehrjahr beenden.

Unsere Rettung war eine kleine Gastwirtschaft, die der Vater gepachtet hatte, um in Winterzeiten,

wenn das Bauhandwerk ruhte, nicht wieder wie in früheren Jahren ganz ohne Einnahmen zu sein. Diese Wirtschaft übernahm jetzt meine Mutter und führte sie selbständig weiter.

Während meines dritten Lehrjahres habe ich mehr Liebe bekommen als in den sechzehn Jahren im Elternhaus. Der Sohn meines Lehrherren war ein gewalttätiger Bursche. Wenn er betrunken in die Werkstatt kam, und das war fast täglich der Fall, ließ er seine rohen Launen an mir aus, prügelte mich ohne jeden Grund und machte mir das Leben schwer, wie und wo er nur konnte. Lange nahm ich es hin und tröstete mich damit, daß nach einem Jahr alles vorüber sei. Eines Tages aber riß mir die Geduld, und als er wieder auf mich einschlagen wollte, nahm ich eine Wasserwaage und hieb sie ihm so kräftig um den Schädel, daß er das Weite suchte. Von diesem Tage an kam der Bursche nicht mehr ins Geschäft. Er verschwand aus Mainz. Später erfuhr ich, daß er auch nicht davor zurückgeschreckt war, die eigenen Eltern zu schlagen, die froh waren, ihn auf diese Weise losgeworden zu sein.

Zwei Monate nach Beendigung der Lehrzeit machte ich meine Prüfung. Ich bestand sie mit „Sehr gut“. Auch von der Fortbildungsschule erhielt ich ein gutes Zeugnis. Mit diesen Zeugnissen und dem Gesellenbrief ausgerüstet, stand mir die Welt nun offen.

Die Reise nach Bad Nauheim und gelegentliche Floßfahrten auf dem Rhein hatten in mir die Lust geweckt, mehr von der Welt zu sehen. Allzu lange für mein unruhiges Blut hatte ich in der Werkstatt gehockt. Ich beschloß daher, auf Wanderschaft zu gehen. Und das habe ich nie bereut.

Auf der Walz

Das geschnürte Bündel am Stock überm Rücken, den Gesellenbrief und ein paar Groschen in der Tasche und das Herz weit vor Wanderlust zog ich los.

Das erste Ziel meiner Wanderschaft war Darmstadt. Also marschierte ich die Landstraße entlang in Richtung auf Groß-Gerau, den gleichen Weg, den ich später als Infanterist noch oft genug wieder zurücklegen mußte. Mit jedem Schritt tiefer in die Fremde hinein, wurde das Heimweh größer. Warum auch mußte ich unter fremde

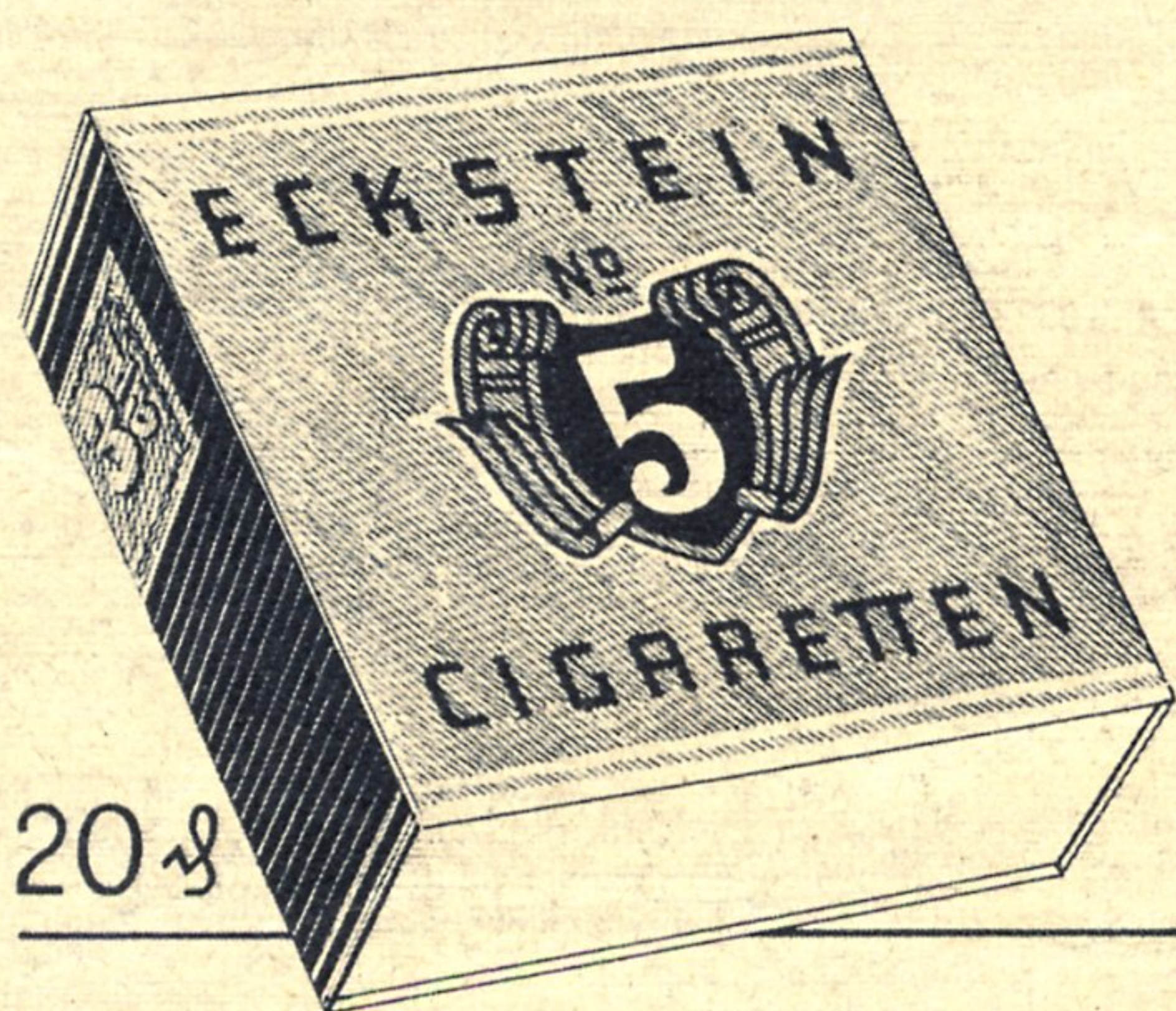
Menschen gehen, wo ich es daheim so gut hatte?! Sah meine Mutter mir nicht jeden Wunsch von den Augen ab?! Und hier kümmerte sich gar niemand um mich! Am liebsten wäre ich wieder umgekehrt, hätte ich nicht befürchten müssen, von den Schwestern und Kameraden ausgelacht zu werden.

Für Darmstadt hatte mein Mainzer Meister mir einen Empfehlungsbrief mitgegeben. Das hatte zur Folge, daß man mich dabeihielt und am liebsten nicht mehr hätte weggehen lassen. Bereits zehn Tage nach dem Abschied konnte ich der Mutter ein Goldstück nach Hause schicken. Da ich nicht rauchte und wenig trank, für alles andere die Meistersleute sorgten, sparte ich fast meinen ganzen Lohn. Nach sechs Wochen setzte ich trotz aller lockenden Versprechungen meine Wanderschaft fort. Immer schwieriger wurde es für mich, die Leute hier unten zu verstehen. Über Heppenheim, Weinheim und Mannheim gelangte ich nach Heidelberg.

Oh, du liebe, schöne Stadt Heidelberg! Wenn ich an dich denke, muß ich unwillkürlich eine Schlagermelodie vor mich hinsummen: „Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren.“ Es war meines Meisters junge, hübsche und muntere Tochter, in die ich mich verliebte, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte meine Wanderschaft hier in Heidelberg geendet. Wer weiß, wie anders dann alles gekommen wäre! In diesem Fall war sie gewiß nicht die Spröde. Doch ich selber war mit meinen siebzehn Jahren noch zu jung und unerfahren, um durch heiße Blicke, zärtliches Geplauder und ein plötzliches Anlehnungsbedürfnis mich auf ein gefährliches Terrain verlocken zu lassen. So verlor dieses erste Liebeserlebnis nichts von seiner Reinheit.

Und als ich nach zwölf Wochen Heidelberg verließ, da dauerte es lange, lange, bis mein Herz nachkam. Heute bin ich froh, daß alles so und nicht anders gekommen ist. Meine Liebe von damals ist längst auf dich übergegangen, du liebe, schöne Stadt Heidelberg!

Nach ein paar Wandertagen mit viel Herzweh kam ich nach Jagtfeld an der Kocher. Hier wurde mir eine so schwierige und gefährvolle Aufgabe übertragen, daß meine Verliebtheit, ohne daß ich es selbst recht merkte, bald an Leidenschaft verlor



Eckstein

sehr gut



„Wir sind zwei Gegner, die sich einig sind - wenigstens darin, daß die ECKSTEIN gut schmeckt - sogar sehr gut!“



Der Arzt stellte eine Lungenentzündung fest, und das Fieber stieg von Tag zu Tag. Abwechselnd wachten Mutter und ich an seinem Bett. Nur für wenige Minuten ließen wir ihn allein, wenn wir hastig in der Küche die Mahlzeiten einnahmen. Einen solchen unbewachten Augenblick hatte der Vater benutzt, um ein Fenster zu öffnen. Die Fieberhitze war ihm wohl unerträglich geworden. Die Folgen zeigten sich noch am gleichen Abend. Die Temperatur erreichte eine beängstigende Höhe. Schlaflos und in großer Sorge verbrachten wir die Nacht.

Am anderen Morgen, es war der 10. Februar, fing mein Vater, während ich an seinem Bett saß, mit merkwürdig fremder und leiser Stimme zu reden an, gab mir Ratschläge für alles, für die Mutter, die Schwestern, das Geschäft und für mein künftiges Leben. Ich hörte ihm bedrückt und dem Weinen nahe zu. Dann sagte er: „Hol die Mutter, mein Bübchen.“ Als die Mutter zu ihm trat, blickte er sie lange an, sagte noch leise: „Mine, sorg mir für die Kinder“, und dann schlief er für immer ein.

Außer seinem guten Namen hatte der Vater nichts hinterlassen, womit wir das Geschäft hätten fortführen können. Eine Eingabe an die Handwerkskammer, mich mit zweijähriger Lehrzeit zum Gesellen zu machen, wurde abgelehnt. Ich mußte also bei einem anderen Meister mein drittes Lehrjahr beenden.

Unsere Rettung war eine kleine Gastwirtschaft, die der Vater gepachtet hatte, um in Winterzeiten,

wenn das Bauhandwerk ruhte, nicht wieder wie in früheren Jahren ganz ohne Einnahmen zu sein. Diese Wirtschaft übernahm jetzt meine Mutter und führte sie selbständig weiter.

Während meines dritten Lehrjahres habe ich mehr Liebe bekommen als in den sechzehn Jahren im Elternhaus. Der Sohn meines Lehrherren war ein gewalttätiger Bursche. Wenn er betrunken in die Werkstatt kam, und das war fast täglich der Fall, ließ er seine rohen Launen an mir aus, prügelte mich ohne jeden Grund und machte mir das Leben schwer, wie und wo er nur konnte. Lange nahm ich es hin und tröstete mich damit, daß nach einem Jahr alles vorüber sei. Eines Tages aber riß mir die Geduld, und als er wieder auf mich einschlagen wollte, nahm ich eine Wasserwaage und hieb sie ihm so kräftig um den Schädel, daß er das Weite suchte. Von diesem Tage an kam der Bursche nicht mehr ins Geschäft. Er verschwand aus Mainz. Später erfuhr ich, daß er auch nicht davor zurückgeschreckt war, die eigenen Eltern zu schlagen, die froh waren, ihn auf diese Weise losgeworden zu sein.

Zwei Monate nach Beendigung der Lehrzeit machte ich meine Prüfung. Ich bestand sie mit „Sehr gut“. Auch von der Fortbildungsschule erhielt ich ein gutes Zeugnis. Mit diesen Zeugnissen und dem Gesellenbrief ausgerüstet, stand mir die Welt nun offen.

Die Reise nach Bad Nauheim und gelegentliche Floßfahrten auf dem Rhein hatten in mir die Lust geweckt, mehr von der Welt zu sehen. Allzu lange für mein unruhiges Blut hatte ich in der Werkstatt gehockt. Ich beschloß daher, auf Wanderschaft zu gehen. Und das habe ich nie bereut.

Auf der Walz

Das geschnürte Bündel am Stock überm Rücken, den Gesellenbrief und ein paar Groschen in der Tasche und das Herz weit vor Wanderlust zog ich los.

Das erste Ziel meiner Wanderschaft war Darmstadt. Also marschierte ich die Landstraße entlang in Richtung auf Groß-Gerau, den gleichen Weg, den ich später als Infanterist noch oft genug wieder zurücklegen mußte. Mit jedem Schritt tiefer in die Fremde hinein, wurde das Heimweh größer. Warum auch mußte ich unter fremde

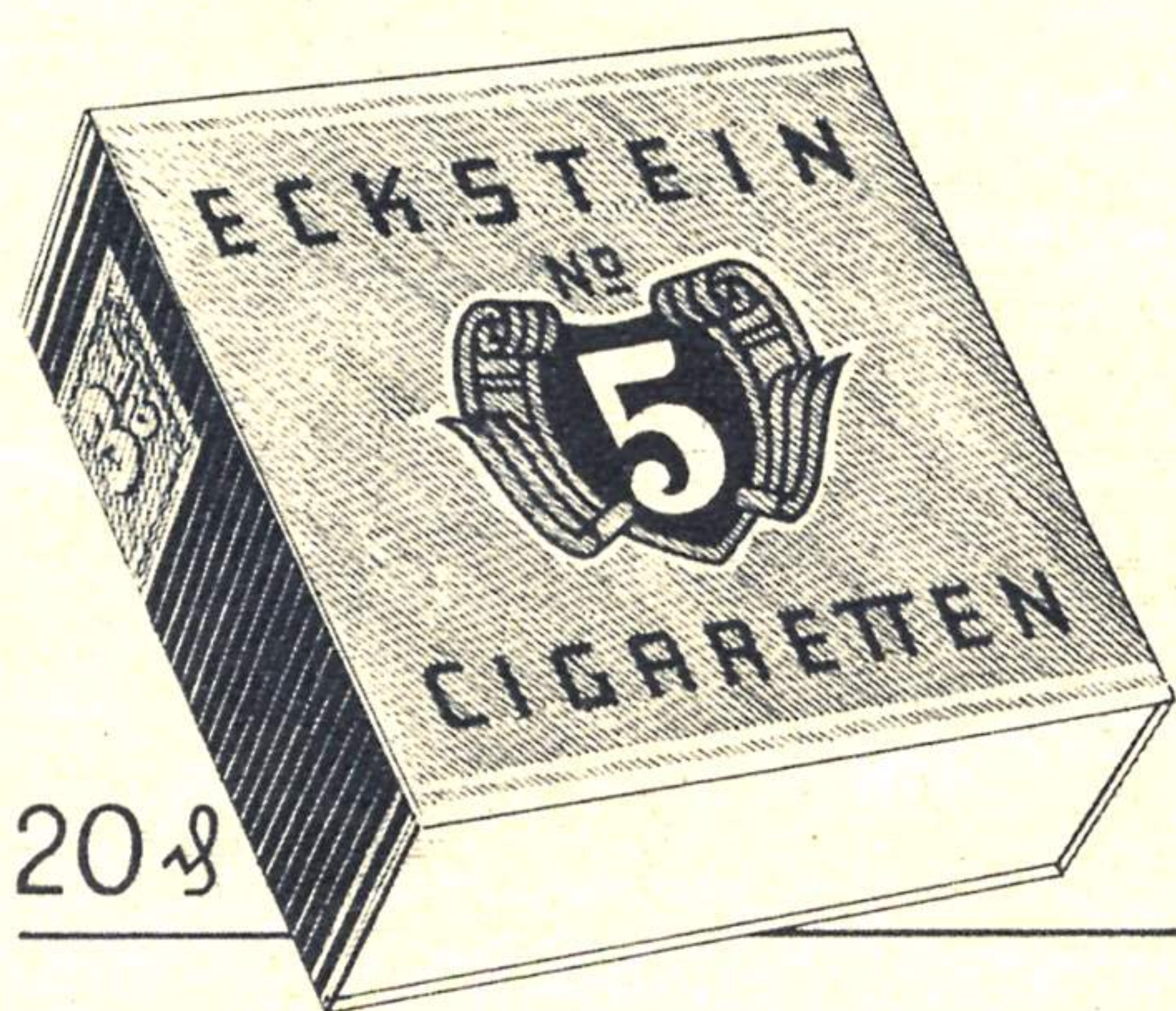
Menschen gehen, wo ich es daheim so gut hatte?! Sah meine Mutter mir nicht jeden Wunsch von den Augen ab?! Und hier kümmerte sich gar niemand um mich! Am liebsten wäre ich wieder umgekehrt, hätte ich nicht befürchten müssen, von den Schwestern und Kameraden ausgelacht zu werden.

Für Darmstadt hatte mein Mainzer Meister mir einen Empfehlungsbrief mitgegeben. Das hatte zur Folge, daß man mich dabeihielt und am liebsten nicht mehr hätte weggehen lassen. Bereits zehn Tage nach dem Abschied konnte ich der Mutter ein Goldstück nach Hause schicken. Da ich nicht rauchte und wenig trank, für alles andere die Meistersleute sorgten, sparte ich fast meinen ganzen Lohn. Nach sechs Wochen setzte ich trotz aller lockenden Versprechungen meine Wanderschaft fort. Immer schwieriger wurde es für mich, die Leute hier unten zu verstehen. Über Heppenheim, Weinheim und Mannheim gelangte ich nach Heidelberg.

Oh, du liebe, schöne Stadt Heidelberg! Wenn ich an dich denke, muß ich unwillkürlich eine Schlagermelodie vor mich hinsummen: „Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren.“ Es war meines Meisters junge, hübsche und muntere Tochter, in die ich mich verliebte, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte meine Wanderschaft hier in Heidelberg geendet. Wer weiß, wie anders dann alles gekommen wäre! In diesem Fall war sie gewiß nicht die Spröde. Doch ich selber war mit meinen siebzehn Jahren noch zu jung und unerfahren, um durch heiße Blicke, zärtliches Geplauder und ein plötzliches Anlehnungsbedürfnis mich auf ein gefährliches Terrain verlocken zu lassen. So verlor dieses erste Liebeserlebnis nichts von seiner Reinheit.

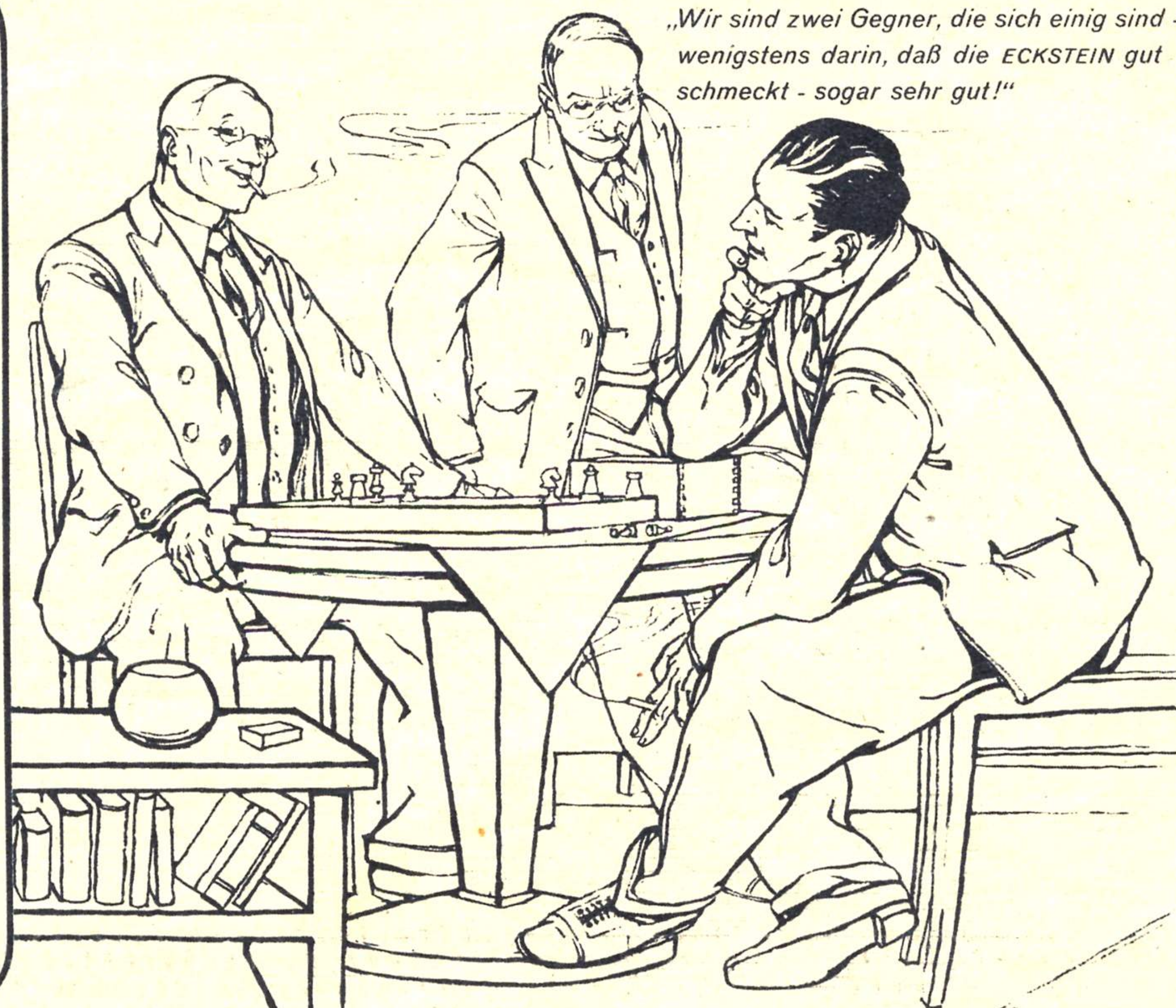
Und als ich nach zwölf Wochen Heidelberg verließ, da dauerte es lange, lange, bis mein Herz nachkam. Heute bin ich froh, daß alles so und nicht anders gekommen ist. Meine Liebe von damals ist längst auf dich übergegangen, du liebe, schöne Stadt Heidelberg!

Nach ein paar Wandertagen mit viel Herzweh kam ich nach Jagtfeld an der Roher. Hier wurde mir eine so schwierige und gefährvolle Aufgabe übertragen, daß meine Verliebtheit, ohne daß ich es selbst recht merkte, bald an Leidenschaft verlor



Eckstein

sehr gut



und langsam abebbte. Der Kirchturm von Jagstfeld, ein Spitzturm von geringem Umfang, doch von beachtlicher Höhe, sollte völlig neu gedeckt werden, und der alte Meister, bei dem ich mich vorstellte, übertrug mir diesen ehrenvollen Auftrag. Wie einst mein Vater sah ich nun täglich auf einem schmalen Brettchen in schwindelnder Höhe und ließ die Beine ins Leere baumeln. Schwieriger noch als die Ausführung der Arbeit selber war die Verständigung mit den einheimischen Arbeitskameraden, die mich ebensowenig verstanden wie ich sie. Das führte manchmal zu heiklen Situationen.

Fast ein Vierteljahr verging, bis das Turmdach von der hohen Spitze bis herab zur Dachtraufe frisch gedeckt war. Ich darf ohne Übertreibung sagen, daß ich in dieser Zeit der Held von Jagstfeld war. Nicht nur Jungen und Mädchen schauten stundenlang bewundernd zu mir herauf oder winkten mir aus den Fenstern zu, auch alte Leute sahen mir staunend und kopfschüttelnd zu. Und abends im Wirtshaus konnte ich oft genug im schönsten Schwäbisch hören, was ich doch für ein „Mordskerle“ sei und daß aus mir sicher noch einmal etwas ganz Großes werden würde.

Eines Tages wanderte ich dann weiter nach Heilbronn und von dort nach Ulm und nach Ingolstadt. Die bayerische Art lag mir näher als die Schwäbische. Ich wurde hier schneller mit den Menschen warm. In Heilbronn arbeitete ich vierzehn Tage. In Ulm sechs Wochen. Von dem ersparten Lohn leistete ich mir den Luxus und fuhr über Nürnberg, wo ich zwei Tage blieb, nach Bayreuth, der heiligen Stadt aller Wagnerverehrer. Und zu diesem rechnete ich mich auch, wenn ich auch noch keine einzige Wagnersche Oper, sondern nur dann und wann einen Marsch aus „Tannhäuser“ oder „Lohengrin“ von irgendeiner Gartenlokkapelle gehört hatte. Doch diese Musik hatte mich gewaltig begeistert, und so stand vor der Villa Wanfried und dem Festspielhaus ein rheinischer Handwerksbursche mit klopfendem Herzen.

Mit Leib und Seele Soldat

In einem nagelneuen Hamburger Zimmermannsanzug kam ich nach zweijähriger Wanderschaft wieder zu Hause an. Groß war die Freude von Mutter und Schwestern. Allen hatte ich etwas mitgebracht. Kein Ende fand das Erzählen. Ich kam mir fast ein wenig wie der Held eines Romans dabei vor, und manches von dem, was ich unterwegs erlebt hatte, kam mir eigentlich erst jetzt so recht zu Bewußtsein.

Meine Militärzeit rückte heran.

Ich freute mich auf sie, denn das Soldatische lag mir vom Vater her im Blut. Zuerst versuchte ich, bei der Kavallerie anzukommen, dann bei der Artillerie und schließlich bei den Pionieren. Aber bei allen drei Waffengattungen hatte ich kein Glück. blieb also nur die Infanterie übrig. Wenigstens wollte ich versuchen, zu einem Telefontrupp zu kommen oder zu einer Maschinengewehrkompanie. Merkwürdig! Nie bekam ich im Leben sofort das, was ich wollte. Immer gab es Umwege, aber sie führten doch endlich, wenn auch nie ohne Kampf und oft auf eine rätselhafte und mich selbst überraschende Weise zum Ziel.

Meine Mutter hatte inzwischen wieder geheiratet. Da es bis zu meiner Einberufung noch vier Monate hin war, half ich in der Gastwirtschaft. Der Stiefvater hatte einen kleinen Landbesitz und eine Fischerei mit in die Ehe gebracht.

Im Oktober des Jahres 1912 trat ich in die 8. Kompanie des 117. Infanterieregiments ein. Daß ein Mainzer in Mainz diente, war schon an und für sich eine Seltenheit, die auffiel. Leider fiel ich gleich am ersten Tag auch noch durch etwas

anderes, und zwar recht unliebsam auf, nämlich dadurch, daß ich mich bei dem Kammerunteroffizier, noch ehe ich meine Stiefel anprobiert hatte, mit der Bemerkung hervorwagte, daß sie nicht passen würden. Daraufhin warf er die Stiefel und mich zur Kammer hinaus. Nachdem ich sie drei Tage geschmiert hatte, was das Zeug hielt, paßten sie wie angegossen.

In den ersten Wochen meiner Dienstzeit hatten wir einen Unteroffizier, bei dem alles wie am Schnürchen ging. Es gab keine dienstfeirigere und zufriedener Korporalschaft. Nach dem anstrengenden Dienst schmeckte das Essen. Wir schliefen wie die Murmeltiere. Und tagsüber rissen wir die Knochen zusammen und gaben unser Bestes her. Leider dauerte diese schöne Zeit nicht lange.

Unser Unteroffizier wurde verfehlt, und an seine Stelle trat ein ekelhafter Kerl, ein geborener

Unser Roman

„Piraten der Luft“, in dem Philipp Condé abenteuerliche und wilde Begebenheiten gestaltet hat, erscheint der Schriftleitung des „Adler“ im gegenwärtigen Augenblick, da Deutschland einen Entscheidungskampf um seine Freiheit und seine Lebensrechte kämpft, nicht mehr zeitgemäß zu sein. Die Schriftleitung des „Adler“, der als die große deutsche Luftwaffen-Illustrierte gerade jetzt die hohe Aufgabe hat, dem heldenmütigen Kampf unserer Flieger breiten Raum einzuräumen, hat sich deshalb entschlossen, den Abdruck des gerade begonnenen Romans abzubrechen; sie behält sich vor, zu gegebener Zeit den Abdruck wieder aufzunehmen.

Detmolder. Ihm waren die Silbertressen zu Kopf gestiegen. Er ließ sich nur in der dritten Person anreden und hegte, demütigte und schikanierte uns auf jede nur mögliche Weise. So widerlich er uns war und so sehr wir unter seinem Größenwahn zu leiden hatten, blieben wir doch gute Soldaten. Auch diese Zeit verging. Bald hatte ich die Schützen-schnüre, wurde Gefreiter und am 27. Januar 1914 Unteroffizier. Da hatte der silberbetehrte Menschen-schinder seine Rolle für mich ausgespielt. Um die Kameraden von ihm zu befreien, redete ich ihm ein, daß die vielen Aufregungen bei der Truppenausbildung seiner Gesundheit schaden und er gut daran täte, sich einen bequemeren Posten in der Verwaltung zu suchen. Dieser Rat befolgte er. Als der Krieg ausbrach, blieb er in der Etappe. Das war bezeichnend für diese Art von Maulhelden.

Die schnelle Beförderung zum Unteroffizier nach fünfvierteljähriger Dienstzeit hatte ich folgendem Vorfalle zu verdanken: Einer kriegsmäßigen Geländeübung wohnte der im Frieden sehr bekannte Generalleutnant von Plüskow bei. Während eines

Sturmangriffs meiner Kompanie rief uns der Generalleutnant zu: „Sämtliche Offiziere und Unteroffiziere der achten Kompanie sind totgeschossen.“ Sogleich ertönte mein Kommando: „Achtung! Die achte Kompanie hört auf mein Kommando. Achte Kompanie Sprungauf marsch marsch!“ Nach der Besprechung mußte ich vortreten und Generalleutnant von Plüskow sprach mir seine Anerkennung für das rasche Erfassen und Handeln aus.

Es geht in den Krieg

Wie ich es mir gewünscht hatte, war ich zuletzt noch als Telefontruppführer ausgebildet worden. Als solcher zog ich in den Krieg. Er kam für uns, die wir in der Kaserne lebten, wenig Zeitungen lasen und nichts von Politikieren hielten, so überraschend, daß wir ausrückten wie zu einem Manöver und ohne uns innerlich auch nur eine Vorstellung zu machen von dem, was Krieg in Wirklichkeit bedeutete.

Am 2. August holten wir mit Musik die Fahnen ein. Auf dem Kasernenhof hielt der Regimentskommandeur eine Ansprache, zu der sich der Großherzog von Hessen Ernst Ludwig und die Großherzogin Eleonore einfanden. Unser Latendrang regte sich, wir fühlten uns als Krieger und schon ein wenig als Helden, als wir zum Bahnhof marschierten. Jeder Mann von der 8. Kompanie dünkte sich größer als einer von der Leibkompanie. So schwelgte der Mut uns das Herz.

Doch einen Augenblick gab es, da schwand mein männliches Selbstbewußtsein dahin, da wurde ich wieder zum Kind, das ich mit meinen neunzehn Jahren auch eigentlich noch war, als nämlich unerwartet eine Frau durch unsere Reihen glitt, mich umarmte und küßte: meine Mutter.

Das alles geschah wie im Traum, dann waren wir weitermarschiert. Ich spürte noch ein paar Schritte lang ein Würgen in der Kehle. Dann riß die Marschmusik mich wieder zurück in den großen Strom, in dem das Einzelschicksal versank.

Ohne die kleinste Verzögerung, wie nach einem genauen Programm, ging die Verladung vor sich. Der Zug setzte sich in Bewegung. Wir winkten, schrien, lachten und machten Witze. Wohin wir fuhren wußte keiner. Nur aus der Richtung merkten wir, daß es nach Westen ging.

F O R T S E T Z U N G F O L G T

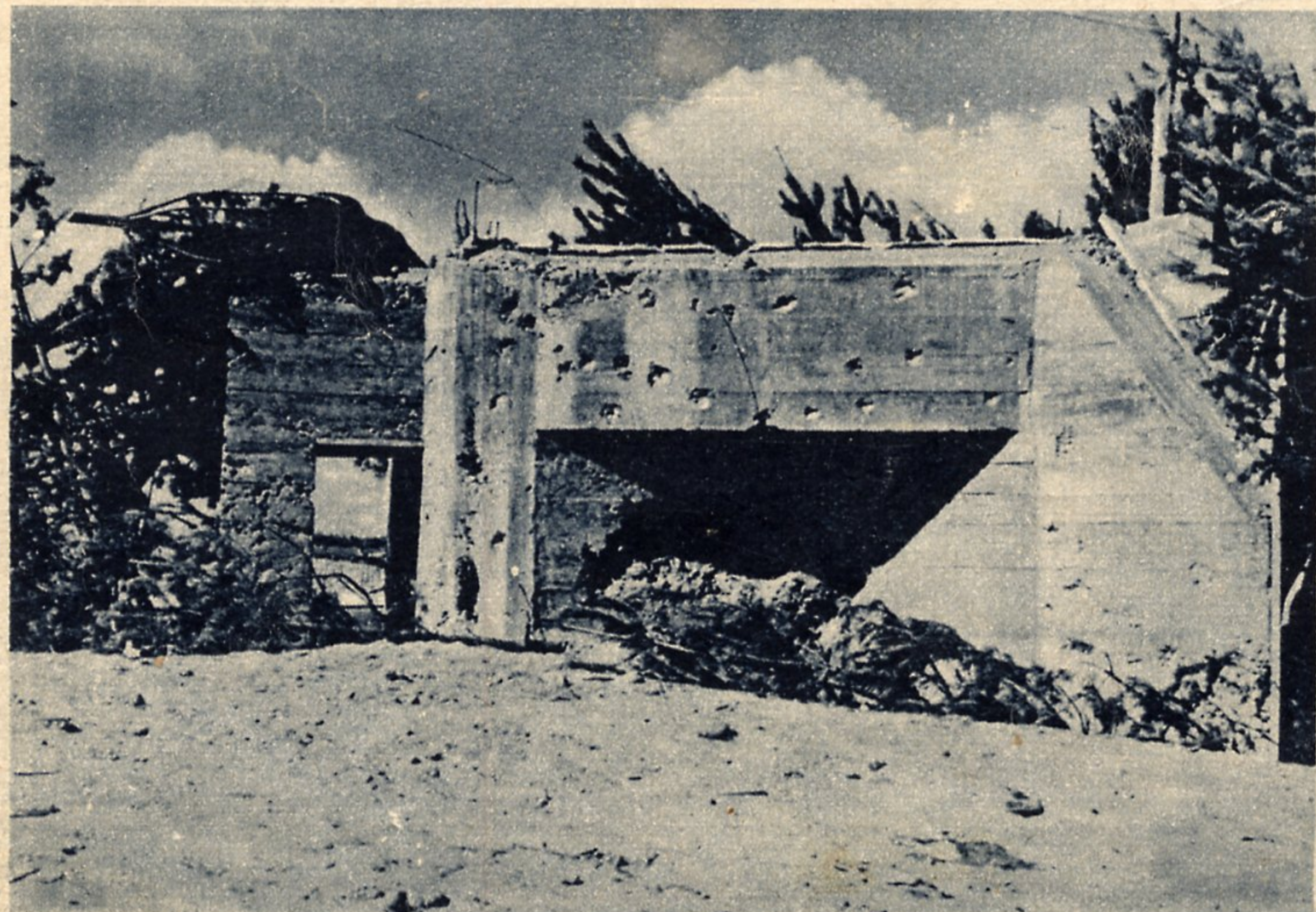
Unser Büchertisch

„Das ist Polen.“ Von F. W. von Derzgen. Vollkommen neubearbeitete und bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe. Verlag Albert Langen / Georg Müller, München. RM 3,60.

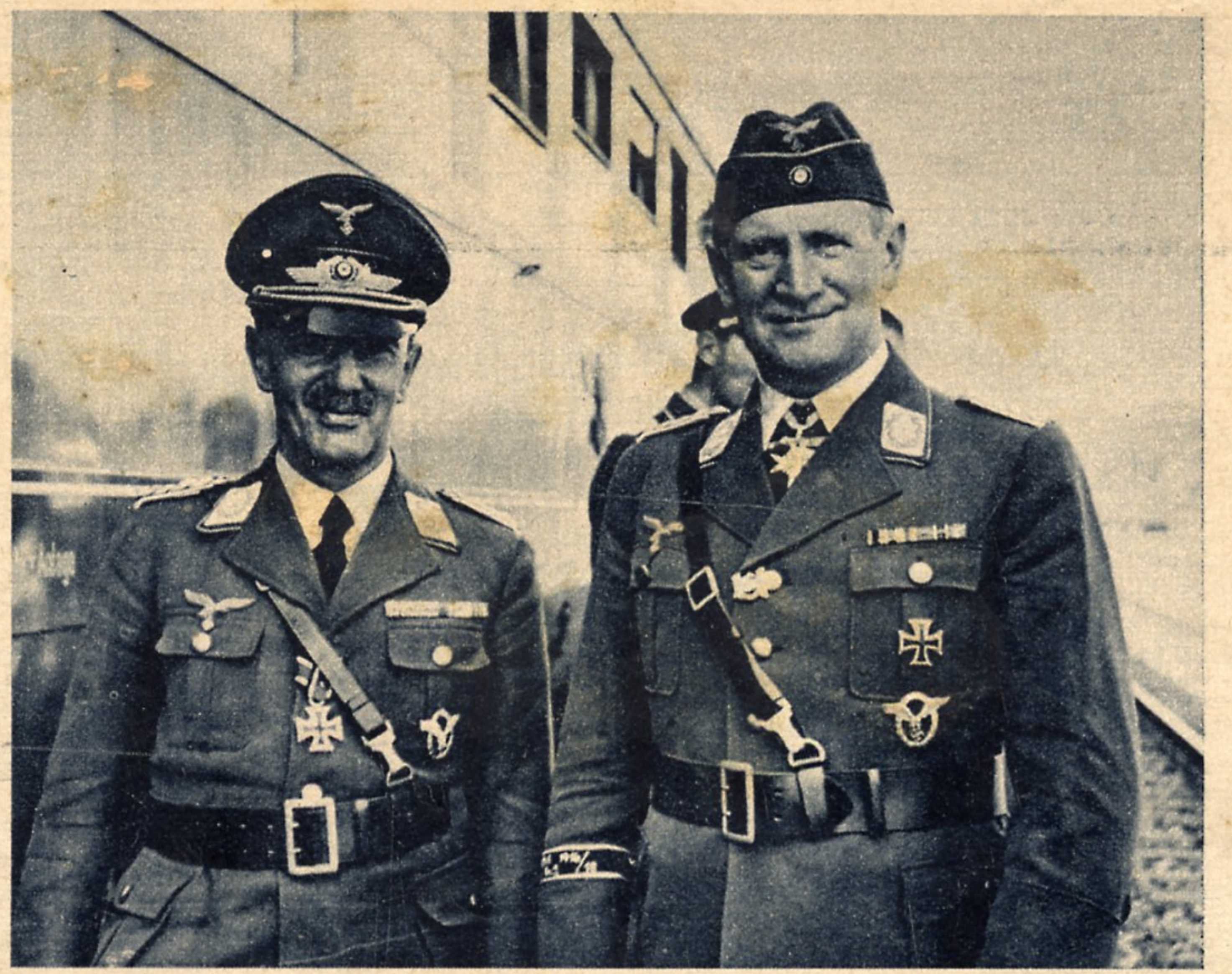
Wenn man dieses spannende, aufrüttelnde Buch des langjährigen deutschen Berichterstatters in Polen gelesen hat und die zwar ungeschminkte, aber vorbildlich sachliche Darstellung auf sich hat einwirken lassen, dann versteht man nur zu gut, weshalb es in Polen verboten ist. In der Tat: So ist Polen! Und so ist es auch zu verstehen, wenn das Warschauer Blatt „Polonia“ Derzgens Buch als „das schädlichste Buch, das überhaupt jemals geschrieben worden ist“ bezeichnet. Wenn aber die Warschauer Zeitung „ABC“ meint: „Schrecklich ist dieses Buch durch seine Ruhe, Mäßigung, völlige Zurückhaltung und Beherrschung, durch das Fehlen aller krassen Worte und Farben. In dem Buche gibt es keine Ausbrüche von Abscheu und Verachtung...“, so ist das zugleich das anerkannteste Urteil, das man überhaupt über dieses Buch abgeben kann, das in einer wahrhaft geschichtlichen Stunde erschienen ist und die verhüllende Binde von dem Gesicht Polens zieht. Derzgens Verdienst ist es, mit einem unanfechtbaren Tatsachenmaterial gegen den heutigen polnischen Staat eine durch nichts zu erschütternde Anklage erhoben zu haben, die mit aller Deutlichkeit zeigt, wes Geistes Kind dieser Staat ist. Wilhelm Rossmann



Der Führer, der bei seinen Soldaten an der Ostfront weilt, beim einfachen Mahl an der Gulaschkanone



Ein erobertes polnischer Bunker
Aufn. Presse-Hoffmann (2) Weltbild (1) Archiv RLM (1)



General der Flieger Löhner (links) und Generalmajor Loerzer wurden als erste Offiziere vom Führer mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet

Unten: Eine Straßenbrücke nach dem Bombenangriff deutscher Kampfflieger. Das Luftbild zeigt, daß die Brücke, von der nur noch die Pfeiler stehen geblieben sind, in ihrer ganzen Länge zerstört ist. Die weißen Flächen in dem Flußbett sind Sandbänke

